

Jahrbuch des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte

Einunddreißigster Jahrgang

1930

Zu beziehen von der Geschäftsstelle des Vereins,
Pastor Niemöller, Münster, Erphostr. 60

Oh. 1930 8°



Jahrbuch des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte

Herausgegeben von
Konsistorialrat Koch
in Münster

Einunddreißigster Jahrgang

1930

Zu beziehen von der Geschäftsstelle des Vereins,
Pastor Niemöller, Münster, Erphostr. 60

Alle Rechte vorbehalten



Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co., Altenburg (Thür.)

Gh 4261

An unsere Freunde

In dem vorliegenden Jahrbuch hat die Arbeit von Herrn Professor D. Dr. Rothert über die Minden-Ravensbergische Kirchengeschichte ihren Abschluß gefunden. Viele werden es mit mir mit besonderer Dankbarkeit empfinden, daß es dem mehr als Achtzigjährigen vergönnt gewesen ist, dies Werk zu vollenden, das sonst gewiß für lange Zeit hätte ungeschrieben bleiben müssen. Soll es seinen Dienst tun, so wird es sich empfehlen, die verschiedenen Teile zusammenbinden zu lassen.

Für alle Freunde Westfälischer Kirchengeschichte wird es eine ernste Pflicht sein, unser Jahrbuch auch für die Zukunft auf der Höhe zu halten, auf die D. Rothert es gebracht hat, und ich bitte dafür herzlich um tatkräftige Unterstützung.

Münster, im November 1930.

Roch, Konsistorialrat.

Einmalig

Die vorliegende Arbeit ist ein Versuch, die
in der Natur beobachteten Erscheinungen
auf die Gesetze der Mechanik zurückzuführen.
Zunächst wird die Bewegung eines Körpers
in einem Medium betrachtet, das einen Widerstand
ausübt, der proportional zur Geschwindigkeit
ist. Die Bewegungsgleichungen werden aufgestellt
und gelöst. Es zeigt sich, dass die Geschwindigkeit
gegenüber der Zeit abnimmt und sich einem
Bestandtheil nähert. Dieser Bestandtheil ist
von der Masse des Körpers und dem Widerstand
abhängig. Die Zeit, die ein Körper benötigt,
um sich diesem Bestandtheil zu nähern, ist
von der Masse und dem Widerstand unabhängig.
Dieser Bestandtheil ist die Geschwindigkeit,
die ein Körper in einem Medium ohne
Widerstand hätte. Die Zeit, die ein Körper
benötigt, um sich diesem Bestandtheil zu nähern,
ist von der Masse und dem Widerstand unabhängig.
Dieser Bestandtheil ist die Geschwindigkeit,
die ein Körper in einem Medium ohne
Widerstand hätte.

Die vorliegende Arbeit ist ein Versuch, die
in der Natur beobachteten Erscheinungen
auf die Gesetze der Mechanik zurückzuführen.

Inhaltsangabe

	Seite
A. Die Minden-Ravensbergische Kirchengeschichte. Von D. theol. et Dr. phil. S. Rothert, Professor an der Wilhelms-Universität zu Münster.	
I. Die Zeitenwende	1—12
Erklärung des Namens der Erweckung S. 1. Reste des alten Glaubens S. 1—3. Neuere Stimmen S. 3. Brüdergemeinde und Christenmüßgesellschaft S. 3—4. Das alte Erbe wird wieder lebendig im Gottesgericht S. 4—5. Das nationale und religiöse Erwachen S. 5—8. Die Führer im Kampfe S. 8. Schleiermacher S. 9. Klaus Harns, Tholuck, Hengstenberg S. 10—11.	
II. Freudige Wassers schöpfer	13—30
Joh. Heinr. Volkering S. 13—18. Rumpfemüller, Möller S. 18. Schmalenbach S. 18—22. Die Stundenhalter S. 22. Löhmann, Koch, Heermann, Meyer vom Limberge, Jobstharde, Fricke S. 22—28. v. Eschirschy S. 28. Gottes Eingreifen S. 29.	
III. Der Kern der Erweckung und ihre Auswirkung . . .	31—36
Rechtfertigung allein durch den Glauben S. 31. Die Gottesdienste S. 31. Erweckungspredigt S. 31—33. Liturgie S. 33. Nebengottesdienste S. 33. „Versammlungen“ S. 34. Heiligung S. 36.	
IV. Der Widerstand des Rationalismus	37—50
Die öffentliche Meinung S. 37. Die Behörden S. 38. Strauß, Leben Jesu S. 40. Der Fall Hülsmann S. 40. Lic. Möllers Randglossen dazu S. 41. Die Fälle in Hörste und Holzhausen S. 41—44. Quäker S. 44—46. Jörgens S. 46. Sieg der Erweckung S. 47. Erklärung der Provinzialsynode S. 47. Die konfessionelle Entwicklung S. 48.	
V. Das kirchliche Leben zur Zeit der Erweckung	51—71
Die kirchliche Organisierung S. 51. Kirchenverfassung der Mark S. 52. Der Kampf um die neue Ordnung S. 54. Nicolovius, Natorp S. 54. Delius, Freiherr v. Stein, Freiherr v. Vincke, Gründung der Konsistorien, Stellung der Gesamtsynode S. 55—58. Ringen um den Ausgleich S. 56. Synode zu Dortmund 1830 S. 58. Kirchenordnung vom 5. März 1835, Synode zu Soest 1835 S. 58. Der Generalsuperintendent S. 60. Bedeutung der Kirchenordnung S. 61. Die neue Agende S. 62. Romberg, Petershagen, Lic. Möller S. 64. Revision der Agende S. 65. Gesangbücher S. 67.	

	Seite
VI. Die weitere Entwicklung. Union	72—85
Die kirchliche Lage S. 72. Bedeutung der Union S. 74. Die drei Kabinettsordres S. 75. Die Union verspricht materielle Hilfe S. 77. Stellung zur Union in Minden-Ravensberg S. 79—85.	
VII. Die Erweisung des Glaubens in der Liebe	86—122
Die Heidenmission S. 87—97. Die Innere Mission S. 97. Ihre kirchliche Bedeutung, Innere Mission in Minden-Ravensberg S. 99. Rettungshäuser zu Schildesche, Pollertshof, Gottesbütte S. 103—104. Blödenanstalt zu Volmerdingsen S. 104. Übersicht S. 105. Die Bodelschwinghschen Anstalten S. 106—111. Christlich-konservativ S. 111—119. Gymnasium zu Gütersloh S. 119—122.	
Schluß	122—124
B. Kumpaeus' Briefe an Löfcher. Von D. Dr. Theodor Wotschke in Pratau	125—139
C. Bernhard Henrich Wilhelm Saffe. Ein Lebensbild. Von Pfarrer Erdmann in Kirchlegern . .	140—146
D. Zur Bücherschau des Jahrbuchs	147

I. Die Zeitenwende.

Die Jahrhundertwende um 1800 ist wiederum eine Zeitenwende, ein Jahresring am Baum deutschen Lebens: der Aufklärung folgt die Zeit der „Erweckung“. Beide Namen entstammen der Bewegung selbst, die sie bezeichnen, und sind daher als Ehrennamen gedacht: sie spiegeln dasselbe Bild wieder, das des kommenden Lichtes und seiner Wirkung. Die „Aufklärung“ will sagen, daß die trüben Wolken sich verziehen, die die Sonne verschleiern und den Tag verdunkeln. Diese Sonne ist die menschliche Vernunft, vor der es keine Dunkelheit, kein Rätsel mehr gibt, vor der die Welt, alles Menschen- und Völkerschicksal, ja das ewige Geheimnis des göttlichen Wesens in sonnenklarem Lichte liegt. Die „Erweckung“ faßt die Gegensätze tiefer: Hier geht es nicht um verdunkelnde Wolken, die doch den Tag immerhin Tag sein lassen, sondern um den Gegensatz von Tag und Nacht. St. Paulus hat dieses Gleichnis schon verwandt, wenn er (Röm. 13, 11) sagt: „Die Nacht ist vorgerückt, der Tag aber nahe herbeigekommen.“ Er zieht daraus die natürliche Folgerung (Ephes. 5, 14): „Wache auf, der du schläfst.“ Dieses apostolischen Sprachgebrauchs bediente man sich, um jene Bewegung zu bezeichnen, da die deutsche Seele weithin aufwachte zu ihrem Gott. Es war eine wahrhaftige „Erweckungszeit; und sie knüpft an — das sei schon hier bemerkt — an die gewaltigen und gewaltfamen Ereignisse, die kurzerhand als die Freiheitskriege bezeichnet seien. Wir nennen sie so in Einklang mit den Helden, die sie führten, und die wußten, worum es ging (Beizke), und nennen sie nicht, wie man es neuerdings im Bewußtsein unendlicher Überlegenheit sich angewöhnt hat, „Befreiungskriege“, weil sie sehr viel mehr brachten als die äußerliche Befreiung vom französischen Joch: sie führten heran an das höchste Gut des Menschen, die Freiheit, die getrost im idealsten Sinne verstanden werden mag als „die herrliche Freiheit der Kinder Gottes“. Die Freiheitskriege stellen eine Vermählung christlicher und nationaler Gedanken dar, wie wir sie in unsern heißesten Gebeten für unser deutsches Volk auch zu dieser Zeit erslehen.

Um die Erweckung ist es nun nicht so bestellt, als hätte es vorher kein Christentum mehr in Deutschland oder in unserm Lande gegeben. Wie es geschützte Gegenden gibt, in die der winterliche Nordwind nicht zu dringen vermag, und die daher der Pflanzenwelt eine Freistatt

bieten, die sonst dem nordischen Winter erliegen würde, so hat auch der Glaube mancherlei Bleibstätten gefunden, die ihn vor dem Ersterben in der Todeskälte des Rationalismus schützten. Wir werden dabei an einzelne Geistliche auch in unserm Lande zu denken haben, die, noch von Weihe angeregt, ein lebendiges Christentum in ihren Gemeinden pflegten. Emil Frommel bezeugt in seinem Leben des Hserlohner Kirchspielpfarrers Joh. Abrah. Strauß, daß er seine Gemeinde über die rationalistische Zeit hinweggeführt habe, so daß sie davon kaum etwas merkte. Strauß, der aus dem Wuppertal stammte, war ein geistlicher Sohn des Pfarrers Gelsborn in Elberfeld, der selbst ein Ravensberger war. Dennoch ist kaum zu denken, daß irgendeine Gemeinde von der Aufklärung unberührt geblieben sei. Wohl sind hier Namen treuer Zeugen zu nennen, die, wie Kauschenbusch in Bünde, Hartog in Herford, Erdsieck in Oldendorf unterm Limberge, das ganze Evangelium verkündigten¹⁾. Aber sie hatten durchaus nicht immer gleichgesinnte Vorgänger oder Nachfolger. Immerhin gab es manchen nach väterlicher Weise frommen Landpfarrer, der durch die Erfahrungen seines Amtes über die kümmerliche Mitgift seiner akademischen Lehrjahre hinausgewachsen war.

Rätselhaft mag es erscheinen, daß wir von einem Widerstand der geordneten Gemeindeorgane gegen das Eindringen der Neologie in die Gemeinden kaum etwas hören. Nur einmal fanden wir Widerspruch der Gemeindevertreter und der ganzen Gemeinde gegen einen der Neulehre verdächtigen Kandidaten: im Jahre 1737 protestiert man in Gütersloh gegen die Ernennung Kappelmanns, eines Lippstädters, weil er als Anhänger der Wolffschen Philosophie — wohl zu Unrecht — verdächtigt war²⁾. Er wurde dann Prediger zu Steinhagen³⁾.

Dagegen gab es in den Gemeinden hin und her vielfach Reste des alten Pietismus, die sogenannten „Stillen im Lande“, die mit den Weisen aus dem Morgenlande den Stern von Bethlehern nicht mit den angepriesenen Irrlichtern verwechseln mochten. Schwager kennt sie in seinem Töllenbeck, und er, der aufgeklärte Pastor, gibt den „Altgläubigen“ das Zeugnis, daß „sie sich der Modesucht nicht in der Art

¹⁾ Vgl. über sie Kothert, Ravensb. Kirchengesch. II, S. 146 ff.

²⁾ H. Eickhoff, Gesch. Güterslohs, S. 180 ff.

³⁾ Vgl. Geistl. Reden von Kappelmann, Lemgo, 1749.

schuldig machten wie der Troß, der sich zu den Neugläubigen hält“⁴⁾. Ebenso gab es in Herford, vorzüglich unter den Handwerkern, solche, die bei den Aufgeklärten „Religionschwärmer“ hießen und wohl einfach Altgläubige waren⁵⁾. Man wird mit der Annahme nicht irre gehen, wenn man „die alten Tröster“, d. h. die alten Gebetsbücher, zumal die Bibel selbst und neben ihr Arndts Wahres Christentum oder Starks Gebetbuch, auch die alten Gesangbücher, für die Quellen hält, aus denen man sein Christentum schöpfte. Die alte Tradition war noch nicht ganz verlorengegangen, und es mochte davon in Stadt und Land, in dem alteingewohnten Bürgerstand wie auf den uralten Höfen nicht wenige geben, die wie der Herolohner Kaufmann, der Schwiegervater von Strauß, den Pietismus samt dem Rationalismus ablehnten und sich an Luther hielten⁶⁾ oder, wie der fromme Kreis lippischer Bauern in Rieme, gemeinsam sich in Luthers Werke versenkten.

Schon aber hörte man auch auf neuere Stimmen, die von weither auch in unser Land herüberwirkten. Hier darf ein Justus Möser in dem nahen Osnabrück nicht vergessen werden⁷⁾. Sein Name war weithin hoch angesehen, und er hat die positive Religion gegen die Abstraktionen der Aufklärung in Schutz genommen. Einen Hamann, den „Magus des Nordens“, führte sein Lebensweg zum Schluß nach Westfalen, wo er in Münster starb⁸⁾. Gerade hier fand er lebhaften Widerhall. Ganz anderer Art war ein Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote, der zwar auch mit dem Münsterschen Kreise der Fürstin von Gallitzin in Verbindung stand, aber wohl noch stärkeren Anklang bei den unverwöhnteren Erweckten unseres Landes fand († 1815).

Neben diesen persönlichen Zeugen des Evangeliums sind zwei größere Gemeinschaften zu nennen, die als kräftiges Salz wirkten.

Die Brüdergemeinde hat zu keiner Zeit mehr Anklang gefunden, Einfluß ausgeübt und ihre Aufgabe erfüllt als in der Zeit der Aufklärung. Sie stellt eine nicht unbedeutende Unterströmung dar, von der man auf der Oberfläche des lärmend dahinfließenden Stromes rationalistischer Selbsttruhms zwar wenig vernahm, die aber vorhanden

⁴⁾ Predigten I, S. 496.

⁵⁾ Weddigen, Nationalkalender 1804, S. 55.

⁶⁾ Frommel, Abraham Strauß, S. 21f.

⁷⁾ † 1794; vgl. Kirn, Realenzyklopädie 16, S. 455—457.

⁸⁾ Seeberg, Deutsche Kirche, S. 24.

war und wirkte. Eifrig betrieb sie ihr „Diasporawerk“, indem sie sich der verwaisten Kinder Gottes annahm, die in ihren Gemeinden kein Wort Gottes mehr hörten. Ihre „Diasporaarbeiter“ waren auch in Westfalen nicht selten zu finden und waren eifrig, den Glauben zu wecken und zu pflügen⁹⁾. Zweimal im Jahre kehrten sie bei den Getreuen ein, in deren Häusern sie ihre Versammlungen hielten, die von weither besucht wurden. Schwager in Söllnbeck seufzt über die Herrnhuter. In das Lippische rief sie schon 1745 Graf Ferdinand zur Lippe-Weißenfeld zur Erziehung seiner Söhne wie zur Diasporaarbeit, die noch 1798 erwähnt wird¹⁰⁾.

Neben die Brüdergemeinde tritt die sogenannte Christentumsgesellschaft, deren Bedeutung für Bewahrung und Sammlung bewußter Christen in einzelnen Gebieten noch die der Brüdergemeinde übertrifft. Der Stifter dieser Gesellschaft war Urspurger, ein wegen Kränklichkeit aus dem Pfarramte ausgeschiedener Pfarrer zu Augsburg. Er begann 1776 eine missionarische Tätigkeit, die ihn bis weit in den Norden Deutschlands führte. Zweigvereine seiner Gesellschaft gründete er unter anderem in Minden und Bünde (1782 und 1783)¹¹⁾. Vor allem öffnete ihm Ostfriesland die Tore. Die Reisebeschreibungen, die am Ende des 18. Jahrhunderts Mode waren, schildern das Vordringen der „Sekte“ mit einem Spott, aus dem die Furcht schaut. Der Reisende Hoche, der Pfarrer in Rödinghausen, findet auf seiner Reise durch Osnabrück nach Friesland¹²⁾, daß „die Urspurgerer hier ein Zollbrett oder Wegweiser für die Himmelsreise angeschlagen haben. Sie haben ihr Haupt mächtig emporgehoben und in sehr vielen Gemeinden Eingang gefunden, nunmehr wollen sie gar eine Missionsanstalt gründen“. Gruner fügt in seinem Reiseberichte¹³⁾ hinzu, daß die meisten ostfriesischen Prediger der Gesellschaft angehören¹⁴⁾.

Man nehme zu dem allen das Erbe der Vergangenheit, das ein Volk mit einer tausendjährigen christlichen Geschichte in Sprache, Sitte, Anschauung in sich trägt und das eine Generation der andern über-

9) Rische, Volkening, S. 6.

10) Butterweck, Lippische Missionsgesch., 1915, S. 5.

11) Vgl. Uhlhorn, Christl. Liebestätigkeit III, S. 319 ff.

12) S. 286 ff.

13) Wallfahrt I, S. 334.

14) Vgl. weiter Gedicke, Annalen des Preussischen Schul- und Kirchenwesens, 1800, I, S. 300—324.

liefert. Es mag oft wie ein verborgener Schatz, wie ein erstorbenes Samenkorn sein. Es braucht nur der rechte Tag zu kommen — so kann auch Totes wieder lebendig werden. In methodistischen Kreisen ist es Sitte, Tag und Stunde der Bekehrung anzugeben: das mutet an wie eine Unzartheit. Der methodischen Geschichtschreibung liegt es nahe, die Perioden im geistigen Leben eines Volkes nach bestimmten Jahren zu scheiden. Der Umstand mahnt zur Vorsicht, daß diese Perioden oft leise und unmerklich ineinander übergehen, und daß es Übergänge von der einen zur andern gibt, gleichsam Brücken, von denen es zweifelhaft ist, ob sie mehr dem einen oder dem andern Ufer angehören. Immerhin darf man für das neue geistliche Wachwerden eine bestimmte Zeit angeben, die seinen Anfang bezeichnet. Die Freiheitskriege mit all den gewaltigen Erschütterungen um die Wende des 18. Jahrhunderts sind — wie schon gesagt — die Wetterscheide zweier Zeiten. Die Not der Zeit, die unaussprechliche Schande der Fremdherrschaft, das Elend beständiger Kriege, die man auf der verkehrten Seite zu durchkämpfen hatte, das Wanken und Zerbrechen alles dessen, das groß und heilig war — das alles mußte erkennen lassen, welchen Sammer und Herzeleid es bringt, den Herrn, seinen Gott zu verlassen, mußte die Binde von den Augen reißen, die eigne Schuld zu sehen. Aus der religiösen Wiedergeburt erwuchs die nationale. Diese Kriege, die die Ketten welschen Übermuts zerbrachen, sind Beweis dafür, daß eine religiöse Wiedergeburt Kräfte darreicht, die unmöglich Erscheinendes möglich machen.

Es war doch nicht die Not allein, die, wie jedes Unwetter, beten lehrte. Vielmehr brach in all dem Geschehen noch eine Hauptlehre der Aufklärung schnöde zusammen. Das war es, was sie gelehrt hatte: alle Völker sind Brüder und bilden die eine große Bruderschaft der Menschheit. Das war der Stolz des Aufgeklärten, Bürger des Universums, des Weltalls, zu sein, in dessen Bruderschaft alles gehört, das Menschenantlig trägt¹⁵⁾. Völkerbund, Weltfriede, „nie wieder Krieg“ — so triefte es von den salbungsvollen Lippen aufgeklärter Pazifisten, die entweder Heuchler oder moralische Eunuchen oder vollendete Narren waren. Und nun zeigte das Volk, bei dem man mit dem allen in die Schule gegangen war, was es darum war, daß es nur die Fuchspredigt an die — Gänse war. Denn gerade in Frankreich er-

¹⁵⁾ Vgl. Tischhauser, S. 40.

wuchs durch die Aufklärung der Wahn, „die große Nation“ zu sein, die Bannerträgerin der neuen, die Menschheit beglückenden Gedanken. So erhitzte sich hier die nationale Glut zur Siedehitze. Man führte Krieg, um den ewigen Frieden für die Welt zu erzwingen: da war natürlich verdienter Gotteslohn, daß die Herrschaft der Welt Frankreich zufiel.

In Deutschland war alles anders. Und gerade hier, wo die heillose Kleinstaaterei schon an sich allen Nationalstolz lähmte, mußte jene Verbrüderungsidee der ganzen Menschheit verheerend wirken. Ohne Rückhalt überließ man sich diesem Traum. Es macht einen geradezu rührend hilflosen Eindruck, in die engen Häuser und überaus beschränkten Verhältnisse und die noch beschränktere Geistesverfassung deutscher Bildungsphilister zu sehen, die diesen Traum träumten.

Es ist schon oben¹⁶⁾ davon geredet, wie allmählich der nationale Gedanke erwachte. Jetzt — auf den Trümmern der bisherigen Welt — kommt er zu vollem Bewußtsein. Die glorreiche Reichsherrlichkeit alter Zeit erhebt wieder. Nicht eine im Völkerkrieg ohnmächtige Gelehrtenrepublik will man, noch weniger eine Republik blöder Massen, sondern eine machtvolle Organisation der Nation: man will Kaiser und Reich! Die Trümmer ringsum reden eine zu deutliche Sprache. Man erfährt es jeden Tag, was es um die Weltverbrüderung ist. Nur eins kann noch helfen: das heiße Aufflammen des nationalen Zornes und Stolzes, das lodernde Feuer eines berechtigten Nationalhasses! Erwieß also der Völkersturm das Gewinsel von Weltfrieden als Schwindel, so kam man weiter zu der dem aufgeklärten Zeitalter neuen Entdeckung, daß Gott selbst sich in den Wettern der Zeit als den gerechten Gott offenbare, und daß es Sünde gebe, die vor Gott als Schuld anklage. Man sprach es aus: „Gottes Gegenwart ist auf Erden sichtbar geworden“¹⁷⁾, und „die Weltgeschichte ist das Weltgericht“, auch das andere: „Womit jemand sündigt, damit wird er gestraft“¹⁸⁾.

Sieben Jahre lang hatte man nach der Schlacht bei Jena Zeit, darüber nachzudenken, wie die Gerichte Gottes sich an einem Volke auswirken, das ihn verlassen hat. Dann trat ein Ereignis ein, das wie ein unmittelbares Eingreifen Gottes erscheinen mußte: das Gottesgericht in Rußland. Jetzt ging in den Flammen Moskaus das

¹⁶⁾ Teil III, S. 57 ff.

¹⁷⁾ Perthes, Leben I, S. 247.

¹⁸⁾ Bachmann, Leben Hengstenbergs I, S. 172.

Morgenrot eines neuen Tages auf: Erhörte der Christengott wahrhaftig noch Gebete? Hatte er wirklich die Geschicke der Welt noch in seiner Hand? Nicht bloß E. M. Urndt sprach von einem Gottesgericht, die ganze Welt hielt den Atem an über dieser sichtbaren Offenbarung Gottes — auch der Kleinste im Volke konnte sie verstehen und sang sein:

Mit Mann und Roß und Wagen,
so hat sie Gott geschlagen.

Und wer sich bisher mit seinem Atheismus gebrüftet hatte, dem ging etwas wie ehrfürchtiges Erbeben durch die Seele. Man glaubte, ein neues Zeitalter der Wunder breche an. Bei Leipzig aber, als die siegreichen Heere im Scheine brennender Dörfer sich der endgültigen Entscheidung bewußt wurden, da beugten sich Völker und Herrscher mit demütigem Danke vor Gott: „Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen.“

Wohl betont Gustav Freytag¹⁹⁾ mit Recht, daß nicht in allen Kämpfen „der Zug schwärmerischer Frömmigkeit“ gewesen sei. Aber das gesteht auch er zu, daß weithin eine Belebung religiösen Empfindens stattgefunden habe. Und das war nicht bloß eine leicht zerflatternde Stimmung, sondern gründete tiefer. War das, was man erlebt hatte, wirklich ein Gericht Gottes über den Frevel des gewaltigen Imperators, so trat ja darin die alte Predigt von Sünde und Schuld, über die man bisher überlegen gelächelt hatte, wieder hervor, und aus der Ferne klang es denn auch wohl wie ein vergessenes Lied herüber — das Evangelium von Jesus Christus, dem Heiland der Welt. Wenigstens wagt der Soester Hülfemann — es ist der Nachfolger Möllers in Elsey und der Dichter des Königsliedes „Vater, kröne du mit Segen“ — in seiner „Siegesfahne der Deutschen“ auf den Gekreuzigten zu weisen, „der früherhin vielen ein Ärgernis und Torheit“ war²⁰⁾. Er datierte aber die Vorrede zu diesem Büchlein „am Tage des Sieges vom schönen Bunde“ (1815, La belle Alliance).

Beides fiel in eins: das nationale und das religiöse Erwachen. Es war dasselbe Erwachen, das sich ein Herz wieder faßte zum Glauben an Gott und zum Glauben an das Vaterland. Das Religiöse und das Nationale verschmolzen miteinander. Man hatte für das Vaterland

¹⁹⁾ Neue Bilder, S. 518.

²⁰⁾ S. 12.

keine andere Hoffnung als die in Gott begründete, und Gott wiederum hatte die Aufgabe, für das Vaterland zu kämpfen, anvertraut. Jenes altpreußische Wort: „Mit Gott für König und Vaterland“, das ursprünglich aus dem evangelischen Feldgeschrei des Dreißigjährigen Krieges stammt, aber doch in dieser Fassung erst jetzt geprägt wurde, gibt dieser Einheit klassischen Ausdruck. Denselben Zusammenklang hört man aus der ganzen Zeit heraus. Die Königin Luise schrieb schon 1808 mit dem ahnenden Tiefinn der deutschen Frau: „Es wird mir immer klarer, daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Es wäre Lästerei, zu sagen: Gott ist mit Napoleon; aber offenbar ist er ein Werkzeug in der Hand des Allmächtigen, um das Alte, das kein Leben mehr hat, zu begraben. Ich glaube fest an Gott und an eine sittliche Weltordnung²¹⁾.“

Und nun lohnte es sich wohl, unter den Führern im Kampfe sich umzuhören, was sie uns über dieses Erwachen zu sagen haben. Die Blüte der preußischen Jugend, jene freiwilligen Jäger, sang nicht nur die neugedichteten Lieder eines der Ihren, sondern auch die kräftigen Glaubenslieder aus dem alt-evangelischen Liederschatz. So bezeugt es Schleiermacher²²⁾. Auch bei einem Manne wie Blücher wurzelte der unzerstörbare Glaube an den nationalen Sieg wie die tiefste Kraft seines Heldentums in religiöser Gewißheit. „In schweren Stunden tröstete sich der Bibelfeste gern mit einem Schriftwort.“ York faltete nach seiner Sitte am 16. Oktober vor dem blutigen Ringen von Möckern seine Hände zu dem Kernspruch seines lieben Paul Gerhardt: „Den Anfang, Mitt' und Ende, HErr Gott, zum besten wende.“ Bülow hätte am liebsten, wie einst Cromwell, jedem Kavalleristen die Bibel an den Sattelknopf gehängt und bei jeder Schlacht den Seinen zugerufen: „Gott hat den Verruchten in eure Hände gegeben.“ Als der spätere Minister v. Eichhorn auf dem Schlachtfelde von Wartenburg die kümmerlichen Leiber der schlesischen Landwehren sah, in denen so viel Heldenmut gewohnt, durchschauerte ihn heilige Andacht, und er erkannte die Wahrheit des Wortes: daß der HErr in dem Schwachen mächtig sei²³⁾. Und nun neben den Helden des Krieges die Dichter, die diesen Krieg wie selten einen begleiteten. War es

²¹⁾ Tischhauser, S. 29.

²²⁾ Vgl. Krafft in Theol. Arbeiten, 1892, S. 124.

²³⁾ Vgl. Treitschke, Deutsche Gesch. I, S. 452, 498, 502, und Lange-wiesche, Die Befreiung 1813, S. 87, 132.

eine Frühlingszeit unseres Volkes — nun, keine Frühlingszeit ohne Frühlingsfänger! Man braucht nur die Namen eines E. M. Arndt, eines Theodor Körner, eines Schenkendorf zu nennen, und das Herz wird warm ob dem Doppelten, das eng verbunden uns aus ihren Liedern entgegenklingt, dem Glauben an Gott und der Liebe zu ihrem Volke. Und es ist ein ernsthafter Glaube, der in heißer Stunde geboren wurde und die eigne Schuld bekennt, aber an die Gnade glaubt, und es ist eine mannhafte Liebe, die vor keinem Opfer zurückschreckt. May von Schenkendorf singt aus ihrer aller Herzen:

Du hast uns, Herr, der Schuld entladen,
der Schmach entlad' uns unser Schwert.

Bei dem allen wäre irrig, anzunehmen, die Not habe den neuen Geist hervorgerufen. Ein Volk wird nicht fromm aus Patriotismus. Die Not lehrt nicht bloß beten, sondern wohl auch fluchen. Aber sie zog durch die Volksseele die Furchen, die bereit waren, etwaigen guten Samen in sich aufzunehmen. Und es gab Säeleute, die ihn streuten und in Geduld der Ernte warteten. Zwar meinte man wohl, in dem Aufwallen des Volksgeistes eine Wiederholung des Pfingstwunders sehen zu dürfen²⁴). Nüchternere und richtiger nannten andere all das Wachwerden, das sie um sich sahen, „Wirkungen des Heiligen Geistes“. Unter denen aber, durch die er wirkte, steht kein Name so hoch wie der Schleiermachers. Er ist der religiöse Genius, der inmitten eines irreligiösen Geschlechts als Prophet der Religion „an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ sich wendete, der jenseits der Grenzen der Philosophie ein Gebiet der Mystik aufweist, in dem die Religion ihren unantastbaren Sitz hat. So ist er der Begründer der neuen Theologie geworden, der er den tragenden Boden wiedergibt. In unmittelbarer, tief innerlicher Anschauung, in heiligem Gefühl und wachem Gewissen erfahren wir Gott, erleben wir seine Macht und seine Gnade. Und dieses Erleben Gottes ist Religion.

Nur ein Zeugnis dafür, daß Schleiermacher auch nach Westfalen mächtig herüberwirkte, sei hier angeführt. Möller (Elsen) schrieb in einem Aufsatz „Über den religiösen Enthusiasmus“²⁵), das Wort Mystik, mit dem man bisher den positiven Glauben stigmatisiert habe,

²⁴) Tischhauser, S. 226.

²⁵) 1804; Mallinckrodt, „der Pfarrer von Elsen“, 1810, II, S. 231 ff.

verliere seinen abschreckenden Klang; nach der Mystik Schleiermachers und eines Novalis „sehnt sich unser Zeitalter, das des kalten, geist- und herzlosen Vernünftelns über die heiligsten Angelegenheiten der Menschheit sehr müde zu werden anfängt, von mehreren Seiten immer lauter“. Ja, Möller wagt schon, ausdrücklich für die Brüdergemeinde als Vertreterin des neuen alten Glaubens und sogar für deren Heidenmission einzutreten und letztere gegen den Einwand, man könne das Geld für sie besser für die Not im eigenen Lande gebrauchen, zu verteidigen. „Kurz vor dem Tode Jesu“, sagt er, „machte der vielleicht schwärmerische Enthusiasmus einer Freundin einen unnötigen, beträchtlichen Aufwand. Ein Anwesender machte darüber die weise, kalte, richtige Bemerkung, das hätte sollen nützlicher verwandt werden. Was darauf geantwortet wurde, wissen die Leser.“

Neben Schleiermacher steht im Tore der neuen Zeit der Kieler Professor Klaus Harms, der hier nicht übergangen werden darf. Als Greis, längst erblindet, ließ er sich an die Stätte führen, an der er einst ein unvergeßliches Gotterleben gehabt hatte, um es noch einmal zu durchleben. Auch er stammte — wie jener nicht unbekannte Ravensberger, der ihm seine Erweckung verdanken sollte — aus einer Mühle, und ihm hatten es die Reden Schleiermachers über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern angetan. In den Tiefen der Seele erschüttert, geschah es, „daß ich wie mit einemmal allen Rationalismus und alle Ästhetik und alles Selbstwissen und alles Selbsttun in dem Werke des Heils als ein Nichts erkannte. Das hatte ich von Schleiermacher und danke nächst Gott ihm für das, was er mir gab“. Als aber das Jahr 1817 das 300jährige Reformationsjubiläum brachte, da fandte er nach Luthers Vorbild neue 95 Thesen in die Welt hinaus, in denen er dem Rationalismus und allem Halbgllauben offenen Krieg erklärte. Da sagt er in der dritten These: „Mit der Idee einer fortschreitenden Reformation reformiert man das Luthertum ins Heidentum hinein und das Christentum aus der Welt hinaus.“

Dieses Zeugnis für Gottes Wort und Luthers Lehre zündete in dem Herzen eines gerade in Jena studierenden Minden-Ravensbergers ein Feuer an, das nimmer wieder verlöschen sollte. Heinr. Johannes Volkening saß dort zu den Füßen neugläubiger Professoren, die ihm nichts geben konnten. Da traf ihn das Wort des Kieler Professors, Gottes Wege sind wunderbar²⁶⁾.

²⁶⁾ Rische, Volkening, S. 21 ff.

Es gab noch andere gesegnete Träger eines neuen Geistes, die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts nach Westfalen hinüberwirkten. Hier sei ein später Kranz auf das Grab des hallischen Professors Tholuck niedergelegt, ein Zoll herzlicher Dankbarkeit für erfahrene Liebe, die der Greis einst dem jungen Studenten erwies. Das war aber der selbst noch im Feuer der ersten Liebe glühende Dozent, der 1823 sein Buch schrieb: „Die Lehre von der Sünde und vom Verfühner oder die wahre Weihe des Zweiflers.“ „Das Leben war zum Begriff, der Geist zum fliehenden Luftzug verflüchtigt. Mit verhülltem Antlitz flohen die Jünger von dem verachteten Kreuz, und mit Hohnlachen schrie der Fürst der Finsternis sein ‚Pan ist Gott‘ über den Erdball hin! Die Fluren aber seufzten nach Regen, und der Hirsch sehnte sich nach frischen Wasserquellen. Und der heute und gestern ist, sprach: Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Jerusalem, hebe deine Augen auf, siehe, dein Heil kommt. — Und die Kirche Christi hatte den Tod überwunden und feierte die zweite Auferstehung. Wer will es leugnen, daß wir in dieser Auferstehungszeit leben? Ein Kampf der Geister hat begonnen, wie er vielleicht seit der apostolischen Zeit nicht gewesen.“ Das „Lesekränzchen“ zu Münster aber, das sich in dieser damals fast ganz katholischen Stadt um das Wort Gottes gesammelt hatte, überreichte dem Verfasser als Zeichen seiner Dankbarkeit ein in Samt gebundenes Neues Testament²⁷⁾.

Noch ein vierter Theologe ist zu nennen, auf den die Väter mit ehrfürchtiger Dankbarkeit schauten. Und er war ein geborener Westfale: es ist Wilhelm Hengstenberg, geboren am 20. Oktober 1802 im Pfarrhause zu Fröndenberg an der Ruhr. Im Jahre 1824 kam er nach Berlin, der Stätte seiner großen Wirksamkeit, dem Kampfplatz seines Lebens. Er führte den Kampf vor allem durch seine „Evangelische Kirchenzeitung“, die für ganz Deutschland das Panier wurde, auf das man schaute. Daß sie auch in unserer Heimat die Herzen mit sich riß, dafür sei nur die eine Tatsache angeführt, daß es ein Schmalenbach war, der die von Bachmann begonnene Lebensbeschreibung Hengstenbergs zu Ende führte.

Immerhin ist es nun bemerkenswert, daß die Genannten sämtlich Universitätsprofessoren waren. Wie es einst eine Universität war — in den Tagen der Reformation —, aus deren Hörsälen das erlösende

²⁷⁾ Tischhauser, S. 407.

Wort erscholl; so soll es unvergessen sein, was die Erweckung den Universitäten verdankt. Der Deutsche, der evangelische Christ will auch wissenschaftlich ein gutes Gewissen haben, eine ihm innerlich genügende Antwort auf wissenschaftliche Fragen. Freilich in Westfalen und somit auch in Minden-Ravensberg gab es keine Universität. Daher mögen die recht haben, die unserm Lande geringe literarische Bedürfnisse zuschrieben. Wir staunen vielleicht, wenn wir bei Berthes, einem unparteiischen Zeugen, lesen²⁸⁾, wie unbedeutend geistige Einflüsse damals bei uns waren: „In Barmen, Duisburg, Lemgo, Detmold, Paderborn, Hamm können sich gegenwärtig Buchhandlungen gar nicht halten oder doch nur mit großer Mühe und geringer Lebendigkeit. In Osnabrück ist die einzige ordentliche Buchhandlung eingegangen. Nur Buchbinder pfuschen noch im Bücherverkehr. Früher war das wohl anders. Münster ist keine literarische Stadt. Die früheren Buchhandlungen sind schon vor 30 Jahren schwach geworden oder untergegangen.“ Von unsern Städten spricht er nicht einmal. Es kann daher nicht wundernehmen, daß die genannten großen Theologen nicht unserm Lande angehören. Haben wir aber keine Brunnengräber, die die Brunnen lebendigen Wassers fanden und öffneten, so haben wir doch „freudige Wasserschöpfer“, die aus den wieder eröffneten Brunnen lebendiges Wasser schöpften und den Vätern darreichten. Aus ihnen ist vor allem einer zu nennen.

²⁸⁾ Leben II, S. 167f.

II. Freudige Wasserschöpfer.

Johann Heinrich Volkening ist in Hille bei Minden am 10. Mai 1796 geboren, wo seine Familie alteingesessen war. Schon einer seiner Vorfahren, vielleicht war es sein Vater, war hier Kirchenältester²⁹⁾. Jedenfalls gehörte der Stiefvater zu den Stillen im Lande und stand in enger Gemeinschaft mit all den Kreisen, die in der Gegend das alte Evangelium kannten und bekannten. Sein Haus war die gewohnte Herberge der Diasporaarbeiter der Brüdergemeinde. Schon früh nahm der Vater den Sohn zu den „Versammlungen“ mit: das Erlebnis im Blasheimer Polizeigewahrsam zeugt davon. Die zarte Gesundheit des Knaben brachte die Eltern auf den Gedanken, ihn Lehrer werden zu lassen. Aber mancherlei Versuche, ihn dazu vorzureiten, förderten den Plan nicht. Was Bonwetsch³⁰⁾ von pietistischer Einwirkung im Hause des Kantors von der Uhe in Gohfeld erzählt, scheint unbegründet zu sein³¹⁾. Ein wunderliches Erlebnis — das Gespräch einer alten Frau — führt den Lernbegierigen auf das Gymnasium zu Minden: Volkening selber sah darin einen Beweis, daß „der Herr seine Heiligen wunderbarlich führt“. Auch das erfuhr er in Minden, was über der Jugend vieler unserer Großen steht: „Es ist dem Manne gut, daß er das Joch in der Jugend trägt“³²⁾. Das Reformationsjubiläum 1817 erlebte er als Student in Jena. Und hier war es nun nicht die Schulweisheit seiner theologischen Lehrer, die ihn ergriff, sondern, wie oben erzählt, der Kieler Professor Klaus Harms, dessen 95 Thesen wie ein Blitz einschlugen, aber doch nur bestätigen konnten, was er als Erbteil aus dem elterlichen Hause mitgebracht hatte. Davon gab er Zeugnis gleich in der ersten Predigt, die er in der Weihnachtsuchte daheim hielt³³⁾. Im Jahre 1823 erhielt er die Pfarre zu Schnatthorst. Hier trat er alsbald als Erweckungsprediger auf. Schon drang sein Ruf in die Lande. Von weither strömten die Andächtigen herzu: denn das Wort Gottes war rar im Lande. Im Jahre 1827 berief man ihn in einen größeren Wirkungskreis nach Gütersloh. Hier begann seine tiefgreifende Wirksamkeit für das Ravensbergische Land. Elf

²⁹⁾ Langewiesche, Jugend und Heimat, S. 124.

³⁰⁾ Das religiöse Erlebnis in „Zeit- und Streitfragen“, 1917, IX, 5/6.

³¹⁾ Vgl. Rische, Joh. H. Volkening, 1919, S. 14.

³²⁾ Klagelieder Jeremias 3, 27.

³³⁾ Rische, S. 23.

Jahre ist er in Gütersloh gewesen, und diese wenigen Jahre sind für die ganze Stadt entscheidend geworden. Es ging durch viel Kampf; man wehrte sich aufs äußerste gegen den Eliaseifer des jungen Predigers, verklagte ihn bei der Regierung und bedrohte ihn persönlich. Er aber kannte keine Menschenfurcht. Als man ihm zum Trotz eine Vergnügungsfahrt nach St. Vit (niederdeutsch Sünte Vit) machte, auf der eine Teilnehmerin verunglückte, sagte er, man wolle den Sankt Vit zu einem Sündenvit machen. Auch in den Kreisen der Amtsbrüder widerstand man ihm. Auf einer Synode zu Bielefeld brach man in einer Weise gegen ihn und die von ihm vertretene Missionsfache los, daß er in den Tumult hineinrief: „Bin ich denn hier auf einer Räubersynode³⁴⁾?“

Dennoch gewann Volkening auf die Dauer die Gemeinde. Dazu half vor allem der Ernst und die Wahrhaftigkeit wie die Originalität seiner Predigt, aber auch die treue Liebe, mit der er sich seinen Konfirmanden widmete. So erwuchs ihm ein Geschlecht, das ihn auch in dem, das ihm das Heiligste war, verstand, und durch die Kinder gewann er die Eltern.

Im Jahre 1838 kam er nach Jöllenberg, jenem Orte in der Mitte des ravensbergischen Landes, in dem von alters her die Landtage der Grafschaft abgehalten waren. Es sollte nun der Ort werden, von wo das Licht des Evangeliums in die Lande ringsum strahlte. Hier hat Volkening den Namen des „Pietistengenerals“ erworben, in dem sich nicht nur die Abneigung der Gegner, sondern auch ihre abgezwungene Anerkennung aussprach.

Seine Wirksamkeit gehörte zuallererst seiner Gemeinde. Aber sie griff bald weit darüber hinaus. Die von ihm getragene Bewegung ging durch unser ganzes Land. Ahmte man an vielen Orten die Missionsfeste nach, die er daheim zu Quellpunkten des neuen Lebens machte, so gab es keinen gefuchteren Festprediger als eben ihn. Und immer und überall warb er für das Reich seines HErrn. Er verstand auch zu organisieren: die männliche Jugend sammelte er in Posauenhören, die weibliche in Missionshilfsvereinen. Für die Pflege des Gesanges sorgte er durch die Herausgabe der „Missionsharfe“, die in fast hundert Auflagen erschienen ist. Das „Evangelische Monatsblatt“, das noch heute die alte Fahne hochhält, ist vor allem seine Gründung, auch wenn er sich

³⁴⁾ Latrocinium Ephesinum im Jahre 449.

nicht schriftstellerisch darin betätigte. Die gleichgesinnten Amtsbrüder schloß er in der noch bestehenden Lutherischen Konferenz zusammen. Auch hier trat er nach seiner Art gar nicht hervor. Es lag ihm nicht daran, selbst zu scheinen. Auch war er, wie Steffann³⁵⁾ wohl mit Recht sagt, kein eigentlich gelehrter Theologe. Er schwieg, wenn sich gelehrte Debatten erhoben: „Da mag Berghaus (Herford) entscheiden“, konnte er dann wohl sagen. Wenn es sich aber um Fragen des Glaubens handelte, dann trat er hervor. Und wenn die Gegner gar zu hart aneinander gerieten, setzte er sich an das Harmonium und intonierte ein geistliches Lied. Auf die zu schwärmerischen Ausschreitungen Geneigten übte er mäßigenden Einfluß, wie v. Tschirschny bezeugt³⁶⁾.

Seine Persönlichkeit war eine wahrhaft priesterliche, der man es immer abfühlte: „Gerettet sein gibt Rettersinn.“ Aber er hatte auch besondere Predigtgaben und verstand es, die eine alte oder vielmehr ewige Wahrheit von der Vergebung der Sünden um Christi willen in immer neuer Weise zu verkündigen. Eine Fülle von packenden Gleichnissen stand ihm jederzeit zu Gebote. Er gehörte zu den „Schauern“, denen das Vergängliche in Natur und Menschenleben immer wieder zum Spiegel des Unvergänglichen wird. Meisterhaft handhabte er die Sprache, so daß seine Worte, zumal seine Predigt-Dispositionen, in Satz und Gegensatz etwas sprichwörtlich Unvergeßliches bekamen. Rische führt³⁷⁾ eine Reihe solcher Dispositionen auf, die seine Weise kennzeichnen. Sie sind vielfach völlig in den geistigen Besitz des ravenbergischen Volkes übergegangen, wie die: „die elende Herrlichkeit der Kinder dieser Welt und das herrliche Elend der Kinder Gottes.“ Oder: „des Herrn Wehetaten wie Wohltaten sind Heilstaten.“ Nie aber entartete das Wortspiel in Spielerei. Davor bewahrte es schon der Ernst der Persönlichkeit wie der Ton, auf den die Predigt von vornherein gestimmt war. Denn die Predigt war nie ein Kunstwerk, das einem Publikum zur ästhetischen Kritik unterbreitet wurde, sondern trat als ein Zeugnis von Gott her an jedes Gewissen heran, das Selbstgericht und Entscheidung forderte. Wenn aber Rocholl viele Jahre später eines Missionsfestes gedenkt, an dem er Volkening

³⁵⁾ Ein Blatt aus der lippischen Rose, 1888, S. 22.

³⁶⁾ Furche 1914, Nr. 9, S. 276.

³⁷⁾ a. a. D. S. 79ff.

gehört³⁸⁾, dann merkt man dem Tone seiner Rede es noch an, welche eine Höhenstunde er hier erlebte.

Volkening hat wenige Predigten veröffentlicht. Hier sei nur auf eine eingegangen, die er 1830 zum Jubiläum der Augsburgischen Konfession hielt, obwohl sie für die eigentliche Art der Erweckungspredigt nicht gerade sehr bezeichnend ist. Das Thema fragt: „Was liegt uns ob, damit der bisherige freie Stand und fernere Bestand der evangelisch-protestantischen (!) Kirche nicht gefährdet, sondern immer sicherer gestellt werde?“ Nach der geschichtlichen Einleitung, die der kirchlichen Bedeutung des Bekenntnisses gerecht zu werden sucht, führt die Predigt zuerst aus, was zum freien Stande dieser Kirche recht eigentlich zu rechnen sei. Hier steht voran das Schriftprinzip (Formalprinzip). „Es ist gewißlich wahr, daß die evangelische Kirche mit dem Worte Gottes steht und — — nein, nicht fällt, sondern steht und besteht ewiglich.“ „Gottes Wort allein ist nicht gebunden, und wer daran festhält als an seinem einigen Glaubensgrunde, ist auch nicht gebunden, außer an dieses Wort, und das ist kein Gebundensein, wenigstens ein gnädiges und seliges, weil göttliches, wie der im Schiffbruch Verunglückte sich ja gern an seine Rettungsplanke gebunden fühlt, damit keine Woge ihn verschlinge.“ Diese allein an das Wort Gottes gebundene Kirche aber nennt sich protestantisch, „weil sie gegen alle anderweitigen Glaubensgründe protestiert“ und weil sie abhaut „die schädlichen und schändlichen Auswüchse und wilden Sprossen am Baum des Lebens, wahre sogenannte Wasserprossen, welche gern unterhalb der veredelten Stelle eines Baumes ausschlagen, also auch die wilde Natur noch haben, wie schön und üppig sie auch sonst gleißen und spreißeln, ihn aber auch verunstalten und entmarken.“

Zum freien Stande der Kirche gehört noch ein Zweites, nämlich die Grund- und Hauptlehre des Evangeliums von der Rechtfertigung allein durch den Glauben. Das ist das sogenannte Materialprinzip. Diese Lehre will gewiß nicht ein Ruhekitzen für Träge sein; aber „ein Verdienst der Werke“ ist hier ganz ausgeschlossen.

Das alles führt endlich noch zu einem Dritten, das zum freien Stand der Kirche gehört. Das ist „die Reichsunmittelbarkeit des Christen“. Er hat es zuerst und zuletzt immer nur mit seinem Herrn Christus zu tun, der sein ein und alles ist, sein König und Gott.

³⁸⁾ Einsame Wege I, S. 225f.

Damit aber dieser freie Stand auch fernerem Bestand habe, ist es Pflicht der evangelischen Christen, herzlich für diese Güter zu danken, auch durch hilfsbereite Tat. Hier begrüßt der Redner auch die Union als ein Bauen an der Kirche³⁹). Später hat er wohl anders geurteilt. Der Redner begrüßt den in deutschen Landen heraufziehenden Frühling eines neuen Geisteslebens. Aber „es können noch verderbliche Aprilstürme heraufziehen, schlimme Nachfröste können eintreten und die zarten Keime des neuerwachten Lebens töten“. Da soll keiner sich scheuen, durch offenes Zeugnis für die Kirche einzutreten. Da soll vor allem keiner das Beten vergessen. „Vielleicht hat Luther während des Reichstages zu Augsburg deshalb auf der Roßburg zurückbleiben und nicht unmittelbaren Anteil an der Abfassung der Konfession nehmen dürfen, um desto mehr und brünstiger zu beten, wie er das auch redlich getan und dazu täglich wenigstens drei der besten Tagesstunden ausgelegt hat.“

Diese Predigt Volkenings ist keineswegs ein Beispiel seiner gewöhnlichen Predigtart. Seine spätere Entwicklung ist darüber hinausgegangen. Immerhin charakterisiert auch sie ihn⁴⁰). Natürlich gehörte zu dem vollen Eindruck der Volkeningschen Predigten, daß man sie aus seinem Munde hörte. Darin sind alle, die ihn je gehört, einstimmig, daß er einer der Großen, der Größten war, die auf einer ravensbergischen Kanzel standen. Darum gab es keinen beliebteren Festprediger als ihn. Und wenn er etwa auf einem Missionsfest nicht selbst predigte, dann sprach er doch das Schlußwort. Unvergesslich war das Schlußwort, das er auf dem Missionsfeste zu Herford 1845 sprach⁴¹). Die Hörer aber pflegten von seinem Schlußwort zu sagen: „Hei bindt den Sack to“, wie man einen bis oben gefüllten Sack Weizen zubindet, daß kein Körnlein verloren gehe. Seine Worte sicherten in Herz und Gewissen die Eindrücke und Entschlüsse des Festes.

Volkening starb 1877. Den Toten ehrte ganz Minden-Ravensberg: nie sah man solche Volksmengen einem Gestorbenen das letzte Geleit geben. Sein Freund und Schüler Schmalenbach aber rief ihm aus den

³⁹) S. 24 (!).

⁴⁰) Wir verweisen hier auf seine „Gast- und Wahlpredigt“, die er 1826 in Gütersloh gehalten hat, und die im „Evang. Monatsblatt“ 1926, Heft 8, abgedruckt ist.

⁴¹) Rische a. a. D. S. 73.

Herzen aller weinend nach: „Daß dein Geist bei uns bleibe zwielfältig⁴²⁾.“ Das Geheimnis seines gesegneten Wirkens aber liegt in dem Worte:

Für einen ewigen Kranz
mein armes Leben ganz.

Wir neigen uns ehrfürchtig vor dieser „königlichen Gestalt, diesem Fürsten unter den Männern der Erweckungsbewegung“⁴³⁾.

Neben Volkening stand bald eine große Schar von Gefinnungsgenossen, also daß die Bewegung ganz Minden-Ravensberg ergriff.

Am nächsten stand dem Herzen Volkening's sein alter Freund Kunsenmüller, geboren 1804 in Enger, Pfarrer zu Pr. Oldendorf, wo er seine Hauptwirksamkeit hatte. Nach sehr kurzer Tätigkeit im Wuppertale kam er enttäuscht zurück in die Heimat nach Wehden († 1879).

Für Lübbecke wurde Lic. Möller von hoher Bedeutung, für Gütersloh die Pastoren Greve, Banning, Müller, für Bünde Schröder, und dann die Pastoren von Schildesche: der charaktervolle Huchzermeyer und der feinsinnige Siebold⁴⁴⁾. Es wären noch andere Namen zu nennen. Das würde hier zu weit führen, sind doch auch unbedeutendere unter ihnen. Eines Mannes aber darf hier nicht geschwiegen werden, der ebenbürtig neben Volkening steht und die Fahne, die dieser entfaltet hatte, weiter in seine treue Hand nahm.

Theodor Schmalenbach ist am 10. September 1831 in Herscheid bei Lüdenscheid geboren, besuchte das Gymnasium zu Dortmund und studierte dann in Halle und Berlin, wo Hengstenberg von großem Einfluß auf ihn wurde. Gern betonte er später: Hengstenberg hat neben Luther und Bengel mich gelehrt, das Wort Gottes teurer zu achten als alles, was in der Welt ist⁴⁵⁾. Er war dann Lehrer an der Privatschule in Oldendorf unterm Limberge. Unauslöschlich ist sein Bild einem seiner damaligen Schüler bis auf diesen Tag ins Herz geprägt! 1857—1863 war er Hilfsprediger an St. Simeon in Minden, um dann von 1863—1899 Pfarrer in Mennighüffen zu sein. Er starb 1901 in Bethel.

⁴²⁾ Eickhoff, Ravensb. Bl. 1918, Nr. 1/2, S. 2.

⁴³⁾ Klein, Evang. Monatsbl. 1927, Heft 7, S. 201.

⁴⁴⁾ Vgl. Klein, Evang. Monatsbl. 1927, S. 201, und Düttemeyer, Gottesstat an einem Lande, S. 12.

⁴⁵⁾ Vorwort zu Hengstenberg, Leben III.

An Volkenings Stelle übernahm Schmalenbach die Führung im kirchlichen Leben Ravensbergs. Volkening und Schmalenbach — beide waren Führer und doch nur Diener eines andern, zu dem sie beide aufschauten! Sie mögen uns anmuten — der eine als ein Johannes der Täufer, der sich selbst nicht für wert hält, auch nur die Schuhriemen dem aufzulösen, dessen Vorläufer er sein will, und der doch mit gewaltigem Worte das Volk in seinem Grunde erschütterte, um es bereit und willig zu machen, seinen König aufzunehmen. Und Schmalenbach? Vielleicht darf man bei ihm an das Wort denken, das einst der Wandsbecker Bote von dem Evangelisten Johannes gesagt hat. „In ihm“, sagt er, „ist so etwas Schwermütiges, Hohes, Ahnungsvolles. Es ist mir immer beim Lesen des Johannes, als ob ich ihn beim letzten Abendmahl an der Brust seines Meisters vor mir liegen sähe, als ob sein Engel mir das Licht hält und mir bei gewissen Stellen um den Hals fallen und etwas ins Ohr sagen wollte. Ich verstehe längst nicht alles, was ich lese, aber oft ist's doch, als schwebe es fern vor mir, was Johannes meinte.“ So war Schmalenbach eine tief innerliche Persönlichkeit. Er redete nicht nur von der „Realität der unsichtbaren Welt“, sondern diese Welt war eben die, in der er lebte. Man schreibt ihm einen „mystischen Zug“ zu. Wohl mit Recht. Aber der tiefe Ernst, der auf seinem Gesichte lag, war vereinigt mit gewinnender Freundlichkeit. War er ein Bote aus der Ewigkeit, so zeugte er nicht bloß von dem Ernste der Ewigkeit, sondern auch von der unergründlichen Tiefe der ewigen Liebe. Seine Predigten kannten keinerlei Pathos, waren nie aufdringlich, aber immer geheimnisvoll fesselnd und voll von Gedanken, die den Hörer nicht wieder losließen; er mochte darin an Löhle erinnern, den er so sehr liebte. Erwähnt sei seine Predigt zum 50jährigen Jubiläum der Barmer Mission über Röm. 1, 4. Er zeigte, wie sich Christus kräftiglich erwiesen hat als Sohn Gottes, besonders in der Mission. Dahinter wollte er erstens einen deutlichen Punkt setzen, der sagen sollte: „Es ist wirklich so“, danach aber auch ein Ausrufungszeichen, das sagen sollte: „Es kann und muß auch so sein.“

Erwähnt sei noch ein Wort aus einer Pfingstpredigt über den Heilsglauben⁴⁶⁾, weil es die einfache, anschauliche Art, wie er zu seiner

⁴⁶⁾ Schmalenbach, Evangelien-Predigten, Gütersloh, Bertelsmann, 1902, S. 251.

ravensbergischen Landgemeinde sprach, zeigt: „Wer an Christum glaubt, ist wie ein Mensch, der ins Wasser gefallen und dem Ertrinken nahe gewesen ist und nun das rettende Seil ergriffen hat. Solch einer faßt immer ein wenig weiter und so fest, als er eben kann, weil er wohl weiß, daß er selbst und all sein Leben an dem Festhalten des Rettungsseiles hängt. . . Ob beim Glauben an Christum mutwillige Sünden möglich sind? Wenn ich an ihn glaube, drückt sich mein Herz fest an das Herz Christi, daß keine Kreatur und kein Engel und kein Blatt Papier Raum dazwischen hat. Wie sollte da Raum bleiben für mutwillige Sünden? Das ist das Neue, das Pfingsten gebracht hat, daß Menschen, die in Sünden empfangen und geboren sind, bei dem Glauben an Christum die Sünde hassen und die Geschäfte des Fleisches nicht vollbringen.“

In seinen Predigten war nichts von jenem gewaltsamen Drängen, wie es etwa einen Friedr. Wilh. Krummacher kennzeichnete, dessen Predigt über Galat. 1, 8 betäubenden Lärm erregt hatte (1840), und von der v. Kugelgen⁴⁷⁾ urteilte: „Es mangelt ihr das eigentümlich christliche Gepräge von Liebe und Erbarmen; sie ist, auch wenn sie lauter Christentum enthielte, doch nicht christlich.“ Am besten wird Schmalenbach gekennzeichnet durch das Urteil eines lippischen Bauern (Fricke). Er hatte auf einem Missionsfeste nach zwei Gesezespredigten noch Schmalenbach gehört und urteilte: „Dat was van Dage, wie beim Propheten Elias up dem Berge Horeb; da kam erst Sturm und Erdbeben, da was de HErr nich in. Dann kam Schmalenbach: des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse usw. Und da was de HErr in!“

An dem ganzen Leben des Ravensberger Landes, das ihm zur vollen Heimat geworden war, nahm er lebendigsten Anteil. Das beweist schon seine dreißigjährige Mitarbeit am „Evangelischen Monatsblatt“, für das er die Eingangsandachten schrieb, die er später zusammenfaßte in den „Stillen halben Stunden“⁴⁸⁾. Er schrieb auch „Die Innere Mission in Westfalen“⁴⁹⁾, auf die noch einzugehen ist. Ein „Andachtsbuch für die häusliche Andacht“ gab er zusammen mit Braun (Gütersloh) und Siebold heraus⁵⁰⁾. Am dankbarsten wird ihm der

⁴⁷⁾ Lebenserinnerungen, S. 2f.

⁴⁸⁾ Gütersloh, Bertelsmann.

⁴⁹⁾ Gütersloh 1873, Bertelsmann.

⁵⁰⁾ Gütersloh, Bertelsmann.

Biograph für den dritten Teil der Lebensbeschreibung Hengstenbergs sein⁵¹). Er vollendete damit dieses von Bachmann begonnene Werk. In ihm läßt er deutlich seine eigene theologische Einstellung erkennen; darum muß hier etwas näher darauf eingegangen werden.

Es kann kein Zweifel daran sein, daß in Schmalenbach wie im ravensbergischen Volke sich das altüberlieferte Luthertum mit dem Pietismus verband. Es war die Zeit, in der die Union kam. Dazu war in Ravensberg freilich wenig Veranlassung. Denn die wenigen reformierten Gemeinden waren kaum von Bedeutung. Hengstenberg, der bekanntlich von Hause aus reformiert war, aber hatte in seiner auf ganz Deutschland berechneten Kirchenzeitung dazu Stellung zu nehmen. Schmalenbach begleitet ihn in seiner Biographie auf diesem Wege, und es tritt klar hervor, auf welcher Seite seine Sympathie ist. Auch seine Beurteilung der Agendenstreitigkeiten ergibt dasselbe Resultat. Jedoch ist „ein übertriebener Konfessionalismus“⁵²) nicht seine Sache. Auch die ablehnende Stellung Hengstenbergs zum 1000jährigen Reiche wird die Schmalenbachs sein. Am wenigsten teilte er die von manchen gehegte Erwartung einer äußeren Herstellung des Judentums: spottet doch auch Hengstenberg, man möchte wohl, daß „Jerusalem der Hauptbahnhof der Welt“ werde⁵³). Auch in der bekannten Streitfrage über den Jakobusbrief, in die Hengstenberg verwickelt war, sucht Schmalenbach auszugleichen. Nur müsse das „Allein durch den Glauben“ unangetastet bleiben.

Endlich finden wir in der Hengstenberg-Biographie eine Verteidigung Schmalenbachs für seine politische Betätigung, die ihn als christlich-konservativen Mann zeigt. Er fordert einen „christlichen Staat“. Er hat auch nichts zu tun mit dem Pazifismus, der jeden Krieg verwirft, auch jenen scheinbar christlichen, der sich auf das Gebot beruft: Du sollst nicht töten. Hengstenberg hatte sich für den gerechten Krieg auf 4. Mose 10, 9 berufen: „Wenn ihr in einen Streit zieht wider eure Feinde, die euch beleidigen, so sollt ihr trompeten mit den Trompeten, daß euer gedacht werde vor dem HErrn, eurem Gott.“ Auch Schmalenbach meint, die Obrigkeit würde ihre Pflicht verletzen, wenn sie ihre Untertanen ungerechten Anforderungen preisgäbe⁵⁴).

⁵¹) Gütersloh 1892, Bertelsmann.

⁵²) Biographie S. 255.

⁵³) a. a. D. S. 355.

⁵⁴) a. a. D. S. 173.

Fordert Schmalenbach den christlichen Staat, so weist er vor allem auf die Schule und sieht es um ihretwillen als „heilige Pflicht des Seelsorgers“ an⁵⁵⁾, sich um die Politik zu kümmern. Er hält es für ein beherzigenswerthes Wort, was der kranke Leopold von Gerlach dem Arzte sagte, der ihm die Teilnahme an der Beerdigung König Friedrich Wilhelms IV. verbot: „Ich werde meinen König auf seinem letzten Wege begleiten, und wenn ich auch tot niedersinken sollte.“

Neben ihm und ganz und gar eines Sinnes mit ihm stand seit 1857 seine Frau Marie, Tochter des Superintendenten Huhold in Hausberge, weithin bekannt als Dichterin des Liedes: Brich herein, süßer Schein⁵⁶⁾.

Alles zusammenfassend werden wir Schmalenbach, obwohl er gewiß im öffentlichen Leben stand — und zwar als ein Erster und Vorgänger —, doch nach seiner ganzen Art zu den „Stillen im Lande“ rechnen, den Menschen, denen die Ewigkeit im Herzen lebte. Damit stimmt zusammen, daß er noch sterbend wünschte, man möge seines Namens schweigen. Andererseits gehörte er zu den geschichtlichen Trägern des neuen Lebens, und das christliche Volk unseres Landes hat ein Recht darauf, seinen Namen zu kennen, wie es die Pflicht hat, in seinen Bahnen zu gehen.

Neben die Träger des Amtes stellen sich als Helfer in Seelenrettung und Seelenführung erweckte Gemeindeglieder, die, obwohl sie kein Gemeindeamt als Presbyter bekleiden, vom Zeugengeist zur Arbeit am Reiche Gottes sich getrieben fühlen. Sie wirken vor allem in den sogenannten „Versammlungen“, in denen sich zusammenfinden, die Gottes Wort lieb haben. Man beruft sich für sie auf das „allgemeine Priestertum“ der Gläubigen — ob mit Recht, sei dahingestellt. Aber es ist doch nicht abzusehen, warum Freunde und Gesinnungsgenossen nicht um Gottes Wort sich sammeln dürfen. Auf sie darf und muß hingewiesen werden. Goethe beklagt einmal, daß in der Kirchengeschichte immer nur die Rede sei von den Trägern des Amtes; er drückt das noch stärker in derben Knittelversen aus:

Wie es aber um die Christen stehe, die Gemeinen,
davon will mir gar nichts erscheinen⁵⁷⁾.

⁵⁵⁾ Hoener, Christl. kons. Partei, S. 32.

⁵⁶⁾ Veröffentlicht in der Gedichtsammlung „Tropfen aus dem Liederquell“.

⁵⁷⁾ Vgl. Seeberg, Kirche Deutschlands, S. 33.

Nun, davon soll hier doch etwas erscheinen. In Minden-Ravensberg hielten die Versammlungen sich nüchternen Sinnes. Man kam auf den „Deelen“ der Bauernhöfe zusammen. Eine Predigt wurde vorgelesen — man liebte besonders Hofackers Predigten, aber auch die alten Postillen —, einige Erläuterungen und Anwendungen wurden vom Leiter hinzugefügt, Gesang und freies Gebet — meist auf den Knien — fehlten nicht⁵⁸). Genauer unterrichtet sind wir über die Versammlungen im Kreise Lübbecke⁵⁹). Hier bestanden ihrer um 1830—1840 acht, deren regelmäßige Teilnehmerzahl 20—100 betrug. Sie stammten zum Teil schon aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die ältesten waren in Oldendorf und Blasheim: ihre Leiter waren stille, ernste, nüchterne Leute. Alle diese Versammlungen hüteten den Schatz des alten Glaubens, hielten streng an der lutherischen Lehre fest und sträubten sich gegen Agende und Union. Treulich standen sie zu den positiven Pastoren, zu keinem mehr als zu Arnold Gottlieb Erdieck, Pastor zu Oldendorf, nach dessen Tode (1821) sie sich weiter an einem gedruckten Bande seiner Predigten erbauten⁶⁰). Als mit dem Tode Erdiecks der letzte Vertrauensmann unter den Pastoren dahingegangen war, die Geistlichkeit aber schroff gegen die Versammlungen auftrat, die Polizei eingriff, Hohn und Spott die „Frommen“ traf — ein Abgesandter der Mindener Kirchenbehörde stellte fest, die Leute seien gegen die vorgeschrittene Kultur so weit zurückgeblieben, daß sie noch an die mors vicaria, den Versöhnungstod Christi, glaubten —, da trat naturgemäß eine Spannung gegen die Kirche ein, die Leiter der Versammlungen erlagen zum Teil den Gefahren ihrer Lage, gerieten in geistlichen Hochmut und Separatismus. Das gilt zumal von dem Versammlungsleiter Uehsman in Rüdtinghausen, der dann zu den Altlutheranern überging. Als Kunssemüller 1832 als Pastor nach Oldendorf kam, suchte und fand er alsbald Anknüpfung bei den Gemeinschaften. Er gewann ihr Vertrauen und stand, so lange er hier war, in gesegneter Tätigkeit.

Nur einige dieser Versammlungsleiter seien hier genannt, vielleicht haben sie uns noch heute etwas zu sagen. Einer der ersten war Joh.

⁵⁸) Zeugen und Zeugnisse I, S. 84.

⁵⁹) Zeugen und Zeugnisse II, S. 50 ff.

⁶⁰) Bielefeld 1828, Rüster.

Heinrich Löhmann⁶¹⁾. Er war ein Freund Weihe's in Gohfeld, ebenso war er mit Kauschenbusch in Bünde eng verbunden, der ihn einst aus dem Tode in schwerer Krankheit zurückerbeten hatte. Löhmann war 1721 in Hausberge geboren, wurde Soldat, dann als Werber verwandt, endlich Bedienter eines Herrn in Amsterdam, in dessen Bücherei er ernste, christliche Bücher fand, die er eifrig las. Er ging dann den innerlichen Weg zur Gewißheit des Glaubens. So schloß er sich an Weihe an und begleitete ihn auf einer Kollektenreise nach Holland, zu der er ihn bestimmt hatte⁶²⁾. Fortan ist er ein Werber für das Reich Gottes. Er begleitet auch den Pastor Gelsborn, der von Weihe nach Elberfeld empfohlen und dort unter anderen der Pastor von Joh. Abrah. Strauß war, wie den Pastor Scherr aus Gütersloh nach Lippstadt an die Kleine Marien(Stifts-)kirche und bereitete beiden den Weg in die Gemeinden. In Lippstadt hatte er von solchen, „die die Finsternis mehr liebten als das Licht“, manches zu leiden. Als er aber von einer Kollektenreise für die verfallende — jetzt längst zur Ruine gewordene — Kirche einen unerwartet hohen Betrag zurückbrachte, schwand das Vorurteil gegen ihn. Später war er in Bünde bei Kauschenbusch: hier suchte ihn der Senator Höpker zu halten, aber er ging zuletzt nach Mennighüffen, wo er 1779 starb.

Un ihm traten die ravenbergischen Eigentümligkeiten der Verfassungshalter alsbald hervor: bei tiefer Innerlichkeit eine eifrige Tätigkeit nach außen und ein enger Anschluß an die Kirche und die gleichgesinnten Träger des Amtes.

Von Joh. Jürgen Koch (1743—1816) in Löhne, der unter mannigfachem Kreuz stand, bleibe unvergessen das Wort: „Ich bin der heilsamen Zuchtrute nicht wert, aber ich bedarf ihrer⁶³⁾.“ Unvergessen aber sei auch das innerliche Erlebnis, das Joh. Heinrich Schläger in Bünde von sich erzählen konnte. Er war ein armer Heuerling und ging eines Tages mit seinem Kolon zur Kirche, vorbei an einem Baum, der beiden auffiel, weil er abzusterben begonnen hatte. Der Kolon schenkt ihn dem Heuerling. „Da aber“, so erzählt Schläger, „machte ich mich in Gedanken sofort an den Baum, hieb ihn um, nahm ihn auf meine Schultern und trug ihn fort. So kam ich zur Kirche.

⁶¹⁾ Zeugen und Zeugnisse I, S. 58; Evang. Monatsbl. 1851, Februar, S. 40 ff.

⁶²⁾ Weihe, Leben und Charakter, S. 276.

⁶³⁾ Zeugen und Zeugnisse I, S. 871.

Was, meint ihr, würde es gegeben haben, wenn ich so mit dem Baum und seinen großen Zweigen auf meinen Schultern in die Kirche gegangen wäre! Da hatte ich vor der Kirchthür was zu tun und Gott zu bitten, daß er den Baum aus meinem Herzen schaffe.“

Am bekanntesten dürfte der blinde Wilhelm Heermann sein. Er stammte aus Rotenhagen bei Werther, erblindete früh; aber um so heller leuchtete ihm das innere Licht. Seit 1840 war er seinem Pastor Eggerling ein treuer Gehilfe. Aber sein Einfluß ging durch ganz Minden-Ravensberg. In seinem Alter fand er eine Ruhestätte in den Bodelschwingschen Anstalten, wo er den Kranken seelsorgerlich diente. Auf seinem Grabstein steht das Wort Jes. 60, 20: „Der Herr wird dein ewiges Licht sein, und die Tage deines Leidens sollen ein Ende haben“⁶⁴).“

Unbekannt in weiteren Kreisen dürfte Meyer vom Balkenkampe sein. Im „Lemgoer lutherischen Sonntagsblatt“ (1880, Nr. 13) berichtete sein alter Pastor über ihn: Seine Erbpächterei unter dem Limberge liegt auf einer kleinen Hochebene mit schöner Aussicht auf das Wiehengebirge und den ganzen Kreis Lübbecke. Eben soweit oder noch weiter ging der geistliche Einfluß und Wirkungskreis dieses Mannes. Weil er selbst in den Tiefen gewesen war, wußte er andern, die in der Tiefe der Anfechtung standen, zu helfen. Einst klagte ihm eine redliche Seele, sie begehre wohl von Herzen einen gnädigen Gott, habe ihn aber nicht. Meyer verwies sie auf Matth. 5, 28: dort werde das Begehren eines fremden Weibes der Tat, nämlich dem Ehebruch, gleichgestellt. So habe auch der schon in der Tat einen gnädigen Gott, der ihn begehre. Handle Gott strafend nach diesem Grundsatz, dann auch begnadigend.

Meyer antwortete Ratbegehrenden meist mit Worten der Heiligen Schrift; eine süßliche, affektiert salbungsvolle Sprache war ihm ganz fremd. Er hatte auch treffende Gleichnisse aus Leben und Natur zur Hand. Geistliche, die aus Pflichttreue das Evangelium predigten, ohne daß sie es selbst erlebt hatten, verglich er mit Handweisern, die den rechten Weg wohl zeigten, aber ihn selbst nicht gingen. Handweiser seien nicht zu verachten; aber lieber sei ihm ein Freund, der den Weg kenne und ihn an der Hand ergreife und führe.

⁶⁴) Festschrift zum 27. Kongreß der Inneren Mission, Dortmund 1893, S. 5f.

In den Versammlungen las er aus den Vätern der Kirche vor; selbständiges Auslegen des göttlichen Wortes gestand er nur dem geistlichen Amte zu. Schon zur französischen Zeit hielt er Versammlungen und wurde daher von der französischen Polizei politisch verdächtigt und nach Lübbeke gebracht, um dort im Gefängnis auf dem sogenannten Westertore gefangengesetzt zu werden. Später kam er mit der preußischen Polizei wegen der Versammlungen in Zwiespalt. Man drohte ihm mit Geldstrafen. Im Jahre 1823 betrifft dennoch ein Polizist „den berüchtigten Meyer“ beim Halten einer Stunde. Meyer erklärt vor der Behörde, lieber sein Leben lassen zu wollen als vom Worte Gottes zu weichen. Auch seine Oldendorfer Anhänger protestieren gegen das polizeiliche Verbot: „Wir bekennen unsere evangelisch-lutherische christliche Religion, es verdrieße den Teufel oder Hannas und Kaiphas oder Herodes und Pilatus.“ „Tun wir Böses, so strafe uns die Obrigkeit; handeln wir nicht recht in Sachen des Wortes, so unsere Seligkeit betrifft, so sind geistliche Stände, die mögen uns mit der Heiligen Schrift unterweisen.“ Auch Konsistorialrat Sasse aus Minden verbietet dem Meyer das Stundenhalten. Der Superintendent Müller zu Blasheim berichtet 1831: „Der früher lange im Predigtamt gewesene Pastor Erdsiek, dessen Predigten dem Publikum als Postillen vorliegen, hat die Stimmung zum Buchstaben-Christentum und Konventikelwesen hervorgebracht.“ „Diese Leute sehen in der Frömmigkeit ein Mittel zur Besserung ihrer äußeren Lage. Den Heiland betrachten sie als Schöpfer und Regierer, als säße der liebe Gott auf der Leibzucht, und verehren ihn wie die Katholiken die Mutter Gottes. Sie besuchen die Predigten der Pastore Möller in Lübbeke und Prior in Hoyel.“

Anders und ganz im Sinne Meyers urteilte später Theodor Braun⁶⁵⁾. Diesen beschäftigte immer wieder in seiner religiösen Entwicklung die Rechtfertigung allein durch den Glauben. Er sagt einmal: „So wie sie hier vom Pietismus gepredigt wird, auch Volkening nicht ausgenommen, ist es auch nicht richtig und lenkt meist die Leute zu ängstlicher Beobachtung der Stärke ihres Glaubens und der Art desselben, wendet auch immer mehr den Blick auf mich selbst und das, was in mir geschieht, als auf das, das für mich geschehen ist.“ Im weiteren bezieht sich Braun ausdrücklich auf „Meyer vom Limberge“,

⁶⁵⁾ Zander, Erinnerungen an Th. Braun, 1911, S. 39.

der für ihn vorbildlich wurde. Er schreibt ihm „ein kerniges, unverzagtes, nie zu verblüffendes Christentum zu, das sich allein auf das Wort stützt. Wer es doch wie Meyer heraus hätte, die innere Erquickung und das eigene Gefühl für die Zuversicht des Glaubens ganz unmaßgeblich zu machen“. „Das sticht gegen die gewöhnliche Form des hiesigen Christentums auffallend ab und ist daher gerade in dieser Gegend eine so interessante Erscheinung.“ „Jahrelang“, sagte Meyer zu Braun, „sei er gegangen, ohne zu hören oder zu sehen, ohne irgend etwas zu fühlen und doch nicht bange geworden um seine Seligkeit.“ In seiner letzten Leidenszeit erschien „der würdige greise Meyer“ wieder in der Erinnerung Brauns⁶⁶⁾, und die Gewißheit ging ihm wieder auf: „Nichts fühlen von der Hilfe Gottes, aber im Glauben sie erleben und ihrer harren.“

Im späteren Alter gab Pastor Rotherth ihm eine Bleibstätte im Rettungshause Pollertshof zu Oldendorf, wo er dann in Frieden heimging (1868).

Es sei erlaubt, einen Blick über die politische Grenze in das benachbarte lippische Land zu tun. Hier war eine gewisse Selbständigkeit der Gemeinden bei der konfessionellen Gestaltung des kirchlichen Lebens nicht wunderbar. Zwar tritt die sonst als reformierte Eigentümlichkeit gern angesehene presbyteriale Verfassung der Gemeinden, so wenig wie in Hessen, nach der durch fürstliche Gewalt durchgeführten Kalvinisierung hervor. Aber gerade dieser Gewaltakt reizte zum Widerstand, zur Behauptung einer selbständigen Stellung. So blieb nicht bloß die Stadt Lemgo und der Adel des Landes lutherisch. In der Altstädter Gemeinde zu Lemgo sind noch die Konfitemen-Register des 17. und 18. Jahrhunderts bewahrt. Danach kommunizierten bis zu den Zeiten des Rationalismus jährlich Hunderte größerer Bauern trotz ihrer Zugehörigkeit zu reformierten Parochien am lutherischen Altar zu Lemgo. Auch „die alten Tröster“ hielten das kirchliche Bewußtsein wach. Ja, es gab Versammlungen, wie die in der reformierten Dorfgemeinde Lieme, die sich ausgesprochen um Luthers Schriften sammelten. Das alles mußte der Bildung von Versammlungen und der Selbständigkeit ihrer Leiter zugute kommen.

Hier sei Jobstharde zuerst genannt, der später allerdings in seine reformierte Stammgemeinde Wüsten zurücktrat. Steffann⁶⁷⁾, der ihn

⁶⁶⁾ Zander a. a. O. S. 183.

⁶⁷⁾ Ein Blatt aus der lippischen Rose, 1888, S. 82 ff.

genau kannte, bezeugt seinen lautereren Charakter und seine staunenswerte Schriftkenntnis. Er hatte eine besondere Gebetsgabe. Öffentlich vor größeren Versammlungen betete er nicht gern, zumal wenn sein Pastor, Steffann, dabei war. „Wenn er es aber tat und alles auf den Knien lag, dann strömten ihm Herz und Lippen so über, daß man etwas von dem Wehen des Heiligen Geistes verspürte, wie es Apostelgeschichte 10, 44 die Menge im Hause des Kornelius erfahren hat.“

Eine Säule der späteren Berggemeinde bei Schötmar war der Hofbesitzer Fricke in Rezen. Er wollte nichts sein als ein einfacher westfälischer Bauer, hielt fest an alter Sitte, auch der niederdeutschen Sprache; nur die Bibel zitierte er hochdeutsch, „denn sie ist Gottes Wort“. Die heiligste Stunde seines Lebens hatte er in seinem Eichenkampe erlebt. Er war zuerst nur seiner Frau zuliebe zu den Versammlungen mitgegangen. Dort aber war ihm der Stachel in die Seele gedrungen. Ein Vers, den er dort mitgesungen, blieb ihm sein Leben lang unvergessen. Die innere Unruhe verzehrte ihn, bis er unter seinen Eichen auf die Knie sank und unter heißen Tränen Vergebung fand. Er wurde dann einer der Träger der lippischen Erweckung und eine Säule der lutherischen Gemeinde zu Bergkirchen.

Ob unter die Versammlungsleiter in unserem Sinne auch Karl von Tschirsky zu zählen ist⁶⁸⁾? Er entstammte nicht unserem Lande, sondern kam durch seltsame Führungen zu uns. Er hatte nicht die gut kirchliche Art unseres Landes, sondern war auf dem Wege, bei längerem Leben zum Stifter einer Sekte zu werden. Es ist nicht zu leugnen, daß er ein Schwärmer war. Andererseits war er noch jung, als er starb, 31 Jahre alt (geb. 1802, gest. 1833). Es war nicht ausgeschlossen, daß der brausende Wein zu stiller Abklärung kam. Er suchte die Gemeinschaft Volkenings und spricht es aus, daß er ihm „ein heilames Stillestehen“ verdanke — „ein heilames Stillestehen auf der gewonnenen Höhe der Gotteskindschaft, eine Mäßigung des himmelftürmenden Enthusiasmus“ glaubte er Volkening zu verdanken⁶⁹⁾. Dennoch riß ihn die innere Glut immer wieder hin. So

⁶⁸⁾ Vgl. über ihn Fabricius im Jahrbuch 1918, S. 1 ff.; Rothert im Lemgoer Gemeindeblatt 1885, Nr. 8; Tiesmeyer, Erweckungsbewegung I, S. 29; Schmidt in Ravensb. Blättern 1903, Nr. 9; Rothert im Evang. Monatsbl. 1927, S. 102, und a. a. D.

⁶⁹⁾ Fabricius a. a. D. S. 57.

kam es zu jenem Auftritt in der Kirche zu Baldorf, der mit seinem schnellen Tode im Gefängnis zu Blotho endete. Über seinen letzten Tagen aber steht doch das Wort, mit dem er seine letzte Versammlung auf der Höhe des Winterberges schloß: Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein. So konnte sich das Bild des stürmischen Bußpredigers, der gewiß nicht ohne Schuld war, in den Augen unseres Volkes verklären in einen Boten Gottes, den wir getrost unter die rechnen, denen wir die Erweckung unseres Landes verdanken. Jenes einsame Grab auf dem Winterberge soll das Geschlecht von heute mahnen, Ernst zu machen mit seinem Heil.

Wir aber heben nun über all die menschlichen Vermittlungen, die sich im Dienste eines Höheren wußten, die Augen auf zu dem lebendigen Gott, der noch heute der einzige ist, der das Leben aus dem Tode erwecken kann, und spüren den Hauch seines Geistes in der gewaltigen Bewegung, die in der Erweckung über unser ganzes Volk, aber auch über unser Land kam. Die Zeit war wieder einmal erfüllt. Da sprach Gott sein „Werde!“, und es geschah also. Die Herzen der Kinder bekehrten sich zu den Vätern.

Das konnte nicht ohne heißen Kampf geschehen, der zumal die erste Hälfte des Jahrhunderts erfüllte, aber auch weiter sich fortsetzte. Die Zeitgenossen hatten eine deutliche Empfindung von dem Kampfgewirre, das sie umgab. Davon schreibt einer, der mit offenen Augen in das Gewirre sah, und wenn er zunächst an allgemein deutsche Verhältnisse dachte, so war er doch darüber genau unterrichtet, wie die Sache bei uns lag. Es ist Berthes, der Schwiegersohn des „Wandsbecker Boten“, gemeint. Er schreibt⁷⁰⁾: „Gar wunderfame Bahnen schlägt unsere Zeit ein, um wieder zu Gott zu kommen. Aber all das Rumoren und Wirtschaften tief im geistigen Innern wird den nicht in Erstaunen setzen, der an die Eiden und Stoppelfelder, an die Wildnisse und Stürme denkt, durch welche unsere Nation seit einem Jahrhundert geschleppt ist. Was alles haben wir in der Spanne Zeit, die wir selbst durchlebten, gesehen und gehört! Bildung der Weltleute durch Voltaire und Rousseau, Freimaurer und Illuminaten... All das Gewimmel von Gedanken und Gefühlen deckte die französische Revolution mit ihrem großen Tuche zu, aber unter dem Tuche drängte und arbeitete es fort. Als nun die Freiheitskriege die verhüllende

⁷⁰⁾ Biographie III, S. 247.

Decke wieder abzogen und den großen geistigen Ameisenhaufen an die Sonne brachten, konnte es an den seltsamsten Erscheinungen nicht fehlen.“ Immer heller aber leuchtete aus dem Wirrsal die alte Wahrheit, der Väterglaube, die Botschaft von Sünde und Gnade auf, als ein Zeugnis dafür, daß die Dämmerung, in der man sich befand, Morgendämmerung war und es dem Tage entgegenging.

III. Der Kern der Erweckung.

Das war es, was der Erweckung als ihr eigentlicher Kern galt: sie deckte der Seele ihre tiefsten Gründe auf, zeigte ihr ihre Sünde und zeigte sie ihr als Schuld vor Gott; sie zeigte ihr dann die Liebe Gottes, wie sie in dem gekreuzigten Christus offenbar geworden ist und in ihm sich zu dem Sünder herniederneigt. Und sie zeigte das alles nicht als eine freilich unzweifelhafte Tatsache, sondern sie brachte es der Seele so nah, daß sie empfand, ihr ewiges Geschick sei daran gebunden: um sie selbst gehe es dabei.

Damit kam eine andere Art der Seelsorge seitens der Pfarrer. In sie lassen die sehr eingehenden Tagebücher Kunssemüllers einen Blick tun⁷¹⁾. Es gilt, den Artikel, mit dem das Christentum steht und fällt, vom allein rechtfertigenden Glauben, rein zu erhalten von aller Werkgerechtigkeit und dann doch ihn nicht tot und untätig sein zu lassen. Da kann ein Meyer vom Balkenkampe das Begehren nach Glauben schon dem Glauben gleichstellen, wie oben gezeigt ist; und da kann anderseits jener schon ältere Kolon, der immer rechtschaffen und kirchlich fromm gelebt hat und nun erweckt zurückschaut auf sein Leben, sagen: „Dat was mine Sünne, dat ik minen Hoff to minem Godde maket hāmwe⁷²⁾.“ Die Gemeinde zu Hoyer hatte durch Hambach eine Erweckung erlebt, aber sein Nachfolger Prior war zunächst noch Rationalist. Dazu hatte er auch keine äußerlichen Predigtgaben. Er predigte über die Köpfe weg. Man sagte nicht: er predigt, sondern: es predigt. Da ließ der Stamm der Gläubigen ihn nicht los. Gott erhörte ihr Gebet und packte Prior an. Nun wurde alles anders. Zwar war äußerlich seine Art dieselbe wie vorher — nicht beredt oder glänzend und bilderreich —, aber er war nun selbst in der Tiefe gewesen und konnte den Seinen ein Führer dahinein sein⁷³⁾.

Es ist nicht zu verkennen, daß damit die Reformation erst zu ihrem Ziele gekommen war. Sie wollte ja nicht bloß allerlei Irrtümer und Mißbräuche abschaffen: sie gab vielmehr jedem einzelnen das Recht freien Eintritts vor Gottes Angesicht und die Pflicht, den gnädigen Gott zu suchen. Es galt, Gott zu erleben! Damit mußten

⁷¹⁾ Klein, Evang. Monatsbl. 1927, Heft 8, S. 232.

⁷²⁾ Klein a. a. O. S. 231.

⁷³⁾ Düttemeyer, Gottestat an unserem Lande, S. 16f.

auch die Gottesdienste anders werden, als sie waren, als sie zumal in der „Aufklärung“ trotz oder auch mittelst des vorangehenden Pietismus geworden waren.

Daß zur Wiedererweckung des geistlichen Lebens die Predigt ihren reichen, alles andere überbietenden Beitrag geliefert hat, unterliegt keinem Zweifel. In ihr vor allem geschah die Ausfaat des göttlichen Wortes, das dann in den bereiteten Herzen den guten Acker fand. Was die Form der Erweckungspredigt betrifft, so findet sich immer wieder nach dem Kanzelgruß alsbald eine allgemeine Einleitung. Volkening läßt sie gern in einen Liedervers ausklingen, andere etwa in ein Vaterunser. Es ist die bekannte pietistische Art, wie sie Spener und Francke übten, der Perikopenpredigt eine längere Einleitung — womöglich mit besonderem Text — vorhergehen zu lassen. Zum Schluß ließ man wohl einen letzten Teil, „die Anwendung“, folgen. Vor allem scheidet der Inhalt die Erweckungspredigten von den rationalistischen. Sie sind wieder wirkliche Textauslegungen: das Bibelwort liegt ihnen zugrunde, in der Bibelsprache reden sie, in Gedanken, Gestalten, Worten der Bibel gehen sie einher. Es ist wieder Gottes Wort, das verkündigt wird. Und die Erweckung der Seelen wie ihre Weiterführung ist ihr Ziel. Die rationalistische Sprache ist verschwunden. An die Stelle der „moralischen Ausbesserung“ tritt die Forderung der Bekehrung, „das höchste Wesen“ ist wieder Gott; Christus wird aus einem „Religionslehrer oder -stifter“ der Hciland, der Herr; die „Religionsgesellschaft“ wird zur Kirche; und die Sünde heißt wieder Sünde und wird ernsthaft gestraft. Wie weit man darin gehen konnte, zeigt Hambach in Hovel. Er hat einen Kolonen zu begraben, der ein offenkundig gottloses Leben geführt hat; am Sarge wird gesungen: „Sein Trübsal, Jammer und Elend ist kommen zu einem seligen End, er hat getragen Christi Joch, er ist gestorben und lebet noch.“ Da tritt Hambach vor und sagt, daß es allen durch Mark und Bein geht: „Nein, sondern: er hat getragen des Teufels Joch, ist gestorben und stirbet noch⁷⁴⁾.“ Kein Erweckungsprediger war wie Friedr. Wilh. Krummacher, und er hat auch auf ravenbergischen Kanzeln gewaltig geredet. Da war kein Vermitteln, kein Beschönigen, kein Vertuschen. Gewaltig und zuzeiten auch gewaltsam fuhr er einher. Seine Predigt schlug wie ein Blitz in die Zeit, eine Feuerlohe schoß

⁷⁴⁾ Klein a. a. O. S. 231.

hoch empor, die Gegner knirschten und schäumten vor Wut: darüber ist schon geredet.

Und doch sind es nicht diese immerhin herausfordernden Predigten, die der Erweckung den Weg bahnen, sondern die auf den Gedanken der Seelsorge eingestellten, die dem Hörer den schmalen Weg zur Seligkeit weisen. Diese letzteren sind es, die gesucht werden, und sie füllen bald die zuvor leer gewordenen Kirchen. Es bildet sich wieder die Sitte des sonntäglichen Kirchgangs. Da war es ungeschriebene Vorschrift: „Am Sonntagmorgen muß es im Hause nicht heißen: wer geht zur Kirche?, sondern: wer muß zu Hause bleiben?“ Oder: „Wer bleibt am Sonntag vom Gottesdienst zu Hause?“ Antwort: Die Kranken, die Unmündigen und — die Toten⁷⁵⁾!“ An Missionsfesten war oft ein solches Gedränge, daß ein Volkening etwa bei solchem Feste lächelnd sagte: „In Ohnmacht könne hier niemand fallen; wer dazu Neigung spüre, müsse es stehenden Fußes abmachen⁷⁶⁾.“

Unsere evangelischen Gottesdienste bestehen nicht bloß aus der Predigt: neben sie tritt die Liturgie, in deren Namen schon ein Hinweis auf die in ihr stattfindende Beteiligung der Laien (Gemeinde) liegt. Über das Verderben, das während der Aufklärung auf den liturgischen Teil des Gottesdienstes hereinbrach, ist schon geredet worden⁷⁷⁾. Schonungslos war der Rationalismus, wie über das Dogma, das in den Bekenntnissen niedergelegt war, so über den Kultus, den die alten Kirchenordnungen vorschrieben, hinweggegangen. Volle Willkür herrschte. Da schuf der König die neue Agende, die sein eigenstes Werk war. Über sie wird noch besonders zu reden sein. War in der Aufklärung das ganze kirchliche Wesen aus den Fugen gegangen, so hatte dieses Geschick besonders das kirchliche Handeln, die eigentliche Amtstätigkeit der Geistlichen betroffen. Danach galt es jetzt nicht bloß der Erneuerung der Hauptgottesdienste, sondern dem kirchlichen Handeln überhaupt, auch den sogenannten Nebengottesdiensten.

Der Ausdruck „Nebengottesdienste“ ist nach ganz äußerlichen Gesichtspunkten gewählt. Es ist mit ihm wie mit den sogenannten „Kleinmeistern“, die, wie Aldegrevier in Soest, wohl große Maler sein konnten, aber um des geringen Umfangs ihrer Bilder und Stiche

⁷⁵⁾ Düttemeyer a. a. D. S. 17.

⁷⁶⁾ Düttemeyer a. a. D. S. 17.

⁷⁷⁾ Teil III, S. 26 ff.

willen sich mit dem Titel begnügen mußten. Der Gedanke, der den Vespertagesdiensten zugrunde liegt, und darum ihr ganzer Aufbau, beides ist anders als in den Hauptgottesdiensten. Der Hauptgottesdienst hat die eine große Gottestat der Erlösung der Welt in Wort und Sakrament zu bringen, die Nebengottesdienste rufen auf zu Taten der Dankbarkeit, bereiten aber auch der Heilsbotschaft den Weg. Sener also gliederte sich um das Evangelium, diese brachten eine Fülle von biblischen Lesungen, zumal aus dem Alten Testament. Und in ihnen hatte auch das Psalmodieren seine Stelle.

Die alte Vesper war zugrunde gegangen. Nur geringe Erinnerung an sie ist geblieben. Bei Herford und Gütersloh kennt man heute noch den „Nachtgesang“. So wird das Glockengeläut genannt, das vom ersten Advent bis Lichtmeß in die frühe Dunkelheit hineinschallt. Man erzählt sich allerlei Wunderliches von dem Ursprung des Geläutes. Aber es ist das Geläut, das einst zur Vesper rief. Jetzt erstand eine große Zahl neuer Erbauungstunden. Am weitesten verbreiteten sich die sogenannten Bibelstunden, die in das Verständnis der Bibel hineinführen sollten. Sie sammelten kleinere Kreise innerlich angefaßter Gemeindeglieder etwa in Schulräumen um Schriftauslegung, Gesang und Gebet. Die Missionsstunden hatten ihren besonderen Zweck. An den kirchlichen Festtagen erstanden auch wohl die altkirchlichen Metten und Vespere mit reichen Liturgien wieder; Volkering aber führt 1838 in Söllenbeck auch die Passionsgottesdienste wieder ein.

Die also wach geworden waren, schlossen sich eng aneinander: jeder förderte den andern in Erkenntnis und in der Heiligung des Wandels. So bilden sich die „Versammlungen“ aus denen, die das Heil gefunden haben. Sie sagen auch denen davon, die noch draußen sind. Die Zahl der Teilnehmer wächst. Ein damaliger Pastor schreibt darüber: „Auch die gewöhnlichen Hausandachten sind seit einiger Zeit in einzelnen Familien eingeführt. Die Versammlungen werden nur an Sonntagnachmittagen nach dem Gottesdienst abgehalten, und zwar in Privathäusern. Sie zu stören oder aufzuheben hat mir mein Gewissen nicht erlaubt, da sie, wie ich mich in vielen Fällen selbst überzeugt habe, nicht nur mit christlicher Ordnung und Gottesfurcht gehalten werden, sondern auch segensreich wirken und zur Erweckung und wahren Erbauung dienen. Die Teilnahme beträgt 30—40 Personen.“ Es gab freilich auch andere Stimmen, und es war ein ravenbergischer Pastor, der schreiben konnte: Der Hauptgrundsatz der Konventikel

sei, zur Erlangung der Gnade genüge die Anerkennung derselben und der eigenen Sündhaftigkeit. Die Ablegung des sündhaften Wesens sei nicht notwendig; ja, jeder Gedanke an solche Ablegung sei schon Abfall. Demnach werden in diesen Versammlungen „reißende Wölfe in Schafskleidern gebildet“, und es gehen aus den Konventikeln alle bösen Leidenschaften hervor „unter dem Mantel des Seufzens über die eigene Sündhaftigkeit. Diesem Anwesen entgegenzutreten ist heilige Pflicht“ usw.

Es geht ein Erwachen, „eine Verlegenheit ums Seligwerden“ durch die Gemeinden. Es war auch hier in unserem Lande, wie es Emil Frommel in seinem Joh. Abr. Strauß, dem Kirchspielsprediger in Herlorn schildert (S. 57): „Es war ein großes Erwachen. Strauß war der Morgenwächter, der die Schläfer weckte, ein Aufmachen der Fensterläden und Schauen nach der Sonne, ein Grüßen des Nachbarn, der auch eben den Laden geöffnet, und ein freudiges Fragen: Herr Nachbar, seid Ihr auch schon wach?“

Wie sich die Erweckten zusammenschlossen, so bildeten auch die Pastoren, die in der Erweckung standen, einen vertrauten Freundeskreis: sie bildeten seit 1843 die lutherische Konferenz. Hier pflegte man die innerliche Gemeinschaft; aber hier nahm man auch gemeinsam Stellung zu all den großen Fragen, die die Zeit bewegten.

Es war ein fröhliches Leben, das in unserem Lande erwachte. Hatten einst in uralten Zeiten die ersten Hofesgründer sich angesiedelt, wo irgend ein Quell sie lockte, so entsprangen jetzt auf den Höfen neue Quellen geistlichen Lebens. Alt und jung fragen nach dem Worte des Lebens, und wenn sie es gefunden, dann schreiben sie es gern an die Giebelseite ihrer Häuser und über die Türen, daß jeder es sehe, wer der Herr im Hause ist. Kein Haus wird errichtet, ohne daß Gottes Wort und Gebet es heiligte. Feststunden für das Haus aber sind es, wenn es zu Bibelstunden sich darbieten darf und seine „Deele“ sich mit Andächtigen füllt.

Und nun die Missionsfeste, zumal wenn ein Volkening predigt: sie sind Höhepunkte des christlichen Lebens. Hier weitet sich der Blick in das Werden und Wachsen des Reiches Gottes, und die Menschen wachsen weit hinaus über die Engigkeit des Gesichtskreises, da man nur das Nächste sieht. Und die Posaumenchöre tragen die Seelen bis vor den Thron Gottes. Hier darf des „Posaumengenerals“ Ruhlo nicht vergessen werden und nicht der „Missionsharfe“ Volkenings,

aber auch nicht des Gesangbuchs mit seinem unverfälschten Liederschatz.

Und doch war eng verbunden mit dem fröhlichen Christentum der Geist ernster Zucht. Vor allem ging man ernst gegen den Branntwein vor. Ein Huchzermeyer erbat sich schon als Kandidat einen längeren Urlaub zu einem Agitationszuge gegen diese Volkspest. Man setzte die Namen der sich Verpflichtenden auf Listen. „Noch heute — bezeugt Dütemeyer⁷⁸⁾ — finden sich Höfe und Häuser, in denen die Verpflichtung, die der Großvater einst gab, als ein Heiligtum gewahrt wird.“ Die verderblichen Leichenschmäuse wurden mehr und mehr abgeschafft, Trinkgelage gemieden, immer neue Enthaltfamkeitsvereine begründet, die rasch erblühten. So hatte der Verein zu Schnathorst 1855 fast 300 Mitglieder⁷⁹⁾. Daher war Geld vorhanden für notwendige Erneuerungen an Kirchen, Schulen und sonstige gute Zwecke. Für die Mission wurden in der Synode Lübecke 1837 geopfert: 1072 Taler, zwei goldene Ringe, zwei silberne Denkmünzen.

Nirgends war die Rede von sektiererischen Absonderungen: es war ein gesundes, lutherisch-kirchliches Leben, das erwacht war. Hatte einst Rauschenbusch zur Zeit der Erweckung durch Weihe unser Minden-Ravensberg „ein Immanuelstland“ genannt, so verdiente es jetzt diesen Namen erst recht.

⁷⁸⁾ Gottesstat an unserem Lande, S. 12.

⁷⁹⁾ Lübeckcker Synode, Protokoll, 1855.

IV. Der Widerstand des Rationalismus.

Ehe aber die Erweckung auf die Höhe des Sieges kam, hatte sie erbitterte Kämpfe gegen den sich wehrenden Rationalismus durchzukämpfen. Haben wir sie bisher bis zu ihrem vollen Siege verfolgt, so müssen wir nun zu ihren Anfängen zurückkehren, um diese Kämpfe zu schildern.

Um 1825 war der Rationalismus innerlich abgestorben, und die Füße derer, die ihn begraben sollten, waren vor der Tür. Es ist eine bekannte Erfahrung: wenn eine Bewegung auf der Höhe ihrer äußeren Macht ist, dann beginnt sie innerlich matt und alt zu werden. Freilich in der „gebildeten Welt“ behauptete sich der Rationalismus noch lange. Er herrschte noch auf den Kathedern der Universitäten, auf der überwiegenden Mehrzahl der Kanzeln. Er führte in der Tagespresse fast ausschließlich das Wort und schleuderte hier im Bewußtsein seiner Unfehlbarkeit Bann und Acht wider alle, die es wagten, gegen das Papsttum der „Bernunft“ sich aufzulehnen. Das „Elberfelder Kreisblatt“ brachte „Schrecken erregende Nachrichten“ aus Ravensberg (Remerloh bei Quernheim). Im Jahre 1847 erschien im „Mindener Sonntagsblatt“ ein Artikel, in dem es heißt⁸⁰⁾: „Das Konventikelwesen greift im Kreise Lübecke auf eine sehr beunruhigende Weise um sich. Die Menschen werden durch künstliche Mittel in religiöse Fieberschauer versetzt; mit jedem Tage treten die Führer der Konventikel rücksichtsloser auf. Es steht das Schlimmste zu befürchten, wenn die Regierung nicht energisch einschreitet.“ In Herford mütete der Winkeladvokat Kindermann in seinem „Hahn“ gegen den Pietismus⁸¹⁾. Man sprach von der ansteckenden Krankheit des Pietismus, einer „kirchlichen Cholera morbus“: Leute, die „an der Hauscheu litten“, besuchten die Versammlungen. Man bildete neue Wörter wie Demagogismus. Die pietistischen Pfarrer hätten noch den demagogischen Geist, den sie aus der Burschenschaft der akademischen Jahre sich gerettet hätten. Auch die theologischen Blätter waren „Posaunen des Rationalismus“. In allen kirchlichen und politischen Blättern ward jede Lebensäußerung des positiven Christentums verlacht und verspottet⁸²⁾. Auch die staatlichen Organe griffen in diesem Sinne ein.

⁸⁰⁾ Tiesmeyer, Erweckung, S. 41 f.

⁸¹⁾ Tiesmeyer S. 43.

⁸²⁾ Bachmann, Leben Hengstenbergs II, S. 61 f.

Das Ministerium Altenstein erließ am 24. Oktober 1825 eine Veröffentlichung, die der Rationalismus glaubte für seine Zwecke benutzen zu können. Die „Allgemeine Kirchenzeitung“ (Darmstadt) begrüßte sie mit den Worten: „Keine Ministerialverfügung mag in neuester Zeit mit so allgemeiner freudiger Zustimmung aufgenommen sein als diese, die das immer mehr sich einnistelnde religiöse Nebeln und Schwebeln, Lämmeln und Heilandeln, Brünsteln und Undächteln ans Licht des Tages hervorzieht⁸³⁾.“

Wie die obersten geistlichen Behörden und die leitenden Männer der Kirche etwa über „Versammlungen“ dachten, sagt Eylert⁸⁴⁾. Die drei Bischöfe der evangelischen Kirche Preußens, Neander, Ritschl und Eylert, hatten ein Gutachten über sie auszustellen, zu sehen, „wie dem eingerissenen Unwesen kirchlich abzuhelpen sei“. Die häuslichen Andachten, zu denen sich aber nur Glieder eines Hauses sammeln durften, sollten „nicht unterjagt“ sein. Sollten aber „Verwandte, Nachbarn, Freunde, Gemeindeglieder“ daran teilnehmen, dann sollten allerlei Vorsichtsmaßregeln nötig sein: sie durften vor allem nur vom Ortsprediger gehalten werden. Die dazu zu benutzenden Erbauungsbücher sollten vom Superintendenten genehmigt sein. Sollte je ein anderer als der Ortsprediger darin reden, so bedurfte es eines Zeugnisses dieses Geistlichen, und die Rede sollte nicht über 15 Minuten währen. Alle Gemeinden und Prediger, besonders solche, die im Rufe des Pietismus standen und solche Zusammenkünfte hielten, seien von den Superintendenten streng zu kontrollieren, und diese hätten sofort an das Konsistorium zu berichten, wenn Anomalien vorkämen, sonst aber regelmäßig alle Vierteljahre!“ Das sieht nicht nach Förderung dieser Erbauungstunden aus — und auch nicht nach Freude am wieder erwachten Glaubensleben bei den regierenden Kirchenmännern!

Also die Versammlungen waren verboten, die Teilnahme daran kostete Geld- und Gefängnisstrafen. Es ist schon erwähnt, daß Volkening, Vater und Sohn, wegen solcher Teilnahme eine Nacht im Polizeigewahrsam zu Blasheim saßen. Billiger kam Rauschenbusch aus Altena davon. Er hielt sich zu Besuch im Kreise Lübecke auf, nahm an Versammlungen teil, konnte sich aber durch schleunige Flucht der Verhaftung entziehen⁸⁵⁾.

⁸³⁾ Bachmann a. a. O. I, S. 269f.

⁸⁴⁾ Charakterzüge III, 2, S. 177f.

⁸⁵⁾ Zeugen und Zeugnisse I, S. 120f.

Kauschenbusch, Pfarrer zu Altana, entstammte dem Ravensberger Lande: sein Großvater war mit Weihe (Gohfeld) befreundet gewesen, hatte dessen Tochter geheiratet und als Pfarrer in Bünde in Weihes Sinne gewirkt. Sein Sohn aber waltete in ernst christlichem Sinne des Pfarramtes in Altana an der Lenne, dem der Enkel 1840 im Amt folgte. Schon im Jahre 1845 legte er⁸⁶⁾ das Amt freiwillig nieder, um als Reiseprediger unter den Deutschen in Nordamerika zu wirken. Hier zogen ihn anfangs die Methodisten stark an, dann trat er zu den Baptisten über. Evangelistische Tätigkeit aber lockte ihn schon im Jahre 1844 auf eine Reise in das minden-ravensbergische Land. In Gehlenbeck übernahm er für den erkrankten Pastor Kedecker auf einige Wochen dessen Tätigkeit und konnte sich nicht genug tun in Predigt, Seelsorge, Halten von Versammlungen. Aber das alles fand ein jähes Ende, denn eines Tages wurde er durch Gensdarmen arretiert und dem Amtmann von Stach vorgeführt, der ihm ankündigte, daß er binnen zwei Stunden Gehlenbeck zu verlassen habe, wenn er nicht durch die Polizei über die Grenze gebracht sein wollte. Das „Lübbecker Kreisblatt“ begleitete seinen Abzug mit höhnischen Worten. Der Vorfall bereitete großes und allgemeines Aufsehen. Man verstand es nicht, daß man mit polizeilichen Maßregeln gegen einen geachteten Geistlichen in dieser Weise einschritt. Die Entrüstung darüber spricht sich in dem Berichte des Pastors Kunssemüller zu Oldendorf mit scharfen Worten aus. Immerhin haben wir nur die Berichte der einen Seite. Nach einer Notiz in den Akten gilt Kauschenbusch für geistig nicht ganz gesund⁸⁷⁾.

Die Art, wie sich der Rationalismus wehrte, war je nach Zeit und Gelegenheit verschieden. Als er mit äußerlicher Polizeigewalt der Bewegung nicht mehr Herr werden konnte, versuchte er mit geistigen Waffen zu kämpfen. Hier ist ein Wort nötig über Strauß' „Leben Jesu“, das 1835 erschien. Zwar hat David Friedr. Strauß sich nie mit unserem Lande berührt, aber er beginnt eine Entwicklung, die auch bei uns sich spüren ließ.

So war die Lage im damaligen Protestantismus. Der sogenannte Supranaturalismus war noch weit verbreitet. Er wollte etwas Besseres sein als der gewöhnliche Vernunftglaube: er glaubte den biblischen

⁸⁶⁾ Heppe, Evang. Gem., S. 31.

⁸⁷⁾ Konsist.-Akten, Fach 10, Abt. II, 467 aus dem Jahre 1834.

Berichten, wenn auch mit starker Zurückhaltung und nahm mit einigem Unbehagen die Wunder des Neuen Testaments hin. Der Rationalismus vulgaris ließ zwar die biblischen Berichte gelten, aber, weil er an keine Wunder glaubte, so suchte er sie aus den Berichten wegzudeuten und das erzählte Wunderbare natürlich zu erklären. Der Rationalismus radicalis glaubte den Berichten nicht, weil er das Erzählte nicht glauben konnte, und erklärte deshalb die Berichterstatter für Betrüger und das von ihnen Erzählte für Lug und Trug. David Friedr. Strauß setzt dem allen ein Neues entgegen. Der Rationalismus radicalis habe kein Recht, die Evangelisten zu Betrügern zu machen. Der Rationalismus vulgaris aber habe auch kein Recht, den Berichten zu glauben und dann doch die Wunder natürlich zu erklären. Diese natürlichen Wundererklärungen seien sehr unnatürlich. Vielmehr sei es so: die Berichte seien nicht von Augenzeugen verfaßt, auch nicht das St.=Johannis=Evangelium; sie seien vielmehr aus der schon bald zur Sage gewordenen Überlieferung geschöpft, Resultate dichtender Mythie. Die Lösung des Rätsels liege in dem Begriff des Mythos (Sage). Aus dem Grunde dieser Anschauungen erwuchs Strauß' „Leben Jesu“, das eine volle Revolution hervorbrachte und so aufs neue der Zeit die Frage stellte: Wer war Jesus?

Der schon oft genannte, mit der Entwicklung unseres Geisteslebens vertraute Hamburger Buchhändler Perthes bezeugte⁸⁸⁾: „Dieses Buch ist ein zweischneidig Schwert. Wankend und schwankend wird es alle machen, die nicht durch Selbsterfahrung und inneren Kampf zu Christus gekommen sind, sondern wähen, daß die wissenschaftliche Theologie der Grund des Glaubens an die Wahrheit der evangelischen Geschichte sei. Der alte Rationalismus zählt zwar vielleicht noch drei Viertel aller deutschen Protestanten zu seinen Anhängern, aber er ist dennoch besiegt und geistig tot. Die an Strauß anknüpfende Bewegung tritt an seine Stelle und findet begeisterte Zustimmung.“ So brannte der alte Kampf in neuen Flammen auf. Wie dieser Kampf auf westfälischem Boden geführt wurde, davon mögen zwei Beispiele sagen.

Das eine ist der sogenannte Fall Hülsmann, der die Gemeinden der Grafschaft Mark aufs höchste erregte. Er hat seinen Widerhall in den westfälischen Synoden gefunden, die für, aber auch gegen Hülsmann leidenschaftlich Partei ergriffen. Die Bewegung hat ihre Wellen

⁸⁸⁾ Perthes, Leben III, S. 440 ff.

bis weit über Westfalen hinaus getrieben: der König selber wurde um seine Entscheidung angerufen. Hier sei davon nur erwähnt, wie der Pfarrer zu Lübecke, Lic. Möller, zu ihr Stellung nahm. Er gab „Randglossen“ zu dem Streit heraus⁸⁹⁾, in denen er ausführte: „Zugestanden, daß die evangelische Kirche eine in mehrfacher Hinsicht stets fortschreitende sein und bleiben müsse, so wird sie doch da keinen Fortschritt erkennen können, wo ihre ganze Grundlage erschüttert und in ein ganz fremdes Gebiet fortgeschritten wird. Sie wird sich einem Fortschrittsgeiste nicht zu Dank verpflichtet fühlen, der ihr Bestehen durchaus zweifelhaft macht, es sei denn, daß sie an sich selbst zu verzweifeln angefangen hätte.“ Weiter heißt es (S. 20): „Das Wort des Apostels (2. Kor. 3, 6) von dem tötenden Buchstaben und dem lebendigmachenden Geiste gilt bekanntlich zunächst von Gesetz und Evangelium. Es wird mißbraucht, wenn es absolut genommen und der Buchstabe als etwas schlechthin Totes und Unbrauchbares behandelt wird. Oder ist nicht der Buchstabe, das Wort, die Sprache der Leib des Gedankens? Und könnten wir den Geist ohne den Leib haben? ... Wohl sagt der Herr: Der Geist ist es, der lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze; aber er fügt hinzu: Die Worte, die ich rede, sind Geist und Leben (Joh. 6, 63). Und hätten wir wohl die letzten ohne die ersten? Wie wollten, die doch so sehr auf ihre Opposition gegen Rom pochen, auskommen ohne den festen Buchstaben? Und hat Dr. Luther nicht gutes Recht, zu sagen: *sensus literalis*, der buchstäbliche Sinn — der tut's? ‚Das Wort ward Fleisch, und wir sahen seine Herrlichkeit‘, schreibt Johannes, so wird denn der Gedanke auch wohl den Leib des Buchstabens anziehen müssen, daß wir ihn festhalten mögen.“ Weiterhin findet Möller noch energische Worte. Seine Schrift ist ein Bekenntnis aus der Fülle des Glaubens und hat mitgeholfen, den Angegriffenen zur Einkehr zu bringen.

Anders verlief ein ähnlicher Vorgang in Minden-Ravensberg, auf den ein wenig eingegangen sei. Theodor Friedrich S. war 1817 bis 1825 Pastor in Volmerdingsen. Aus Widerwillen gegen die neue Agende mit ihren festen gottesdienstlichen Bestimmungen legte er 1825 sein Pfarramt nieder, um in der Nähe von Elberfeld als Privatlehrer zu leben. Im Jahre 1836 kehrt er ins Pfarramt zurück und wird Pastor zu H. (Synode Halle). Er bleibt im Amte bis 1877, trotz

⁸⁹⁾ Barmen 1836, Steinhaus, S. 19.

mannigfachen Drängens, sich emeritieren zu lassen. Im Jahre 1848 stellt er den Antrag an den Kultusminister von Ladenberg, man solle der Gemeinde H. erlauben, aus dem unierten Kirchenverbande auszutreten und sich wieder lutherisch zu nennen. Die Gemeinde wolle sich „nur dem Staate anschließen“ und im übrigen selbständig sein. Dieser Antrag entstammt aber nicht etwa lutherisch-konfessionellen Gründen. Denn der Verfasser ist „Lichtfreund in erhöhter Potenz“, macht ihm doch ein christlich gesinntes Gemeindemitglied den Vorwurf, er predige die Gemeinde ins Heidentum zurück. Er wollte nur unabhängig von jeder Aufsicht sein. Als er 1849 wissentlich einen falschen Schein ausstellt, wird er in 100 Taler Geldstrafe genommen. Darauf bittet er das Konsistorium, man wolle aus öffentlichen Mitteln ihm diese Summe ersetzen und ihn auf eine bessere Pfarrstelle versetzen. Als ihm 1858 Zwangsemeritierung droht, verspricht er „Buße, Besserung und die lautere Predigt des Evangeliums“. Der Superintendent Steller aber berichtet von einer Visitation, die er in H. hält: „Es kamen in der Predigt keine selbst fabrizierten Verse vor!“

Der Bruder, Karl August S., war Pfarrer in H., Synode Blotho. Er gab 1846 und 1847 zwei Bücher heraus, die weithin Argernis erregten⁹⁰). Das erste hieß „Der Antipietist“ (Leipzig 1846), das zweite brachte „Die Rechtfertigung“ gegen die auf dieses Buch hin wider den Verfasser erhobenen Anklagen (Leipzig und Minden, 1847). Der Verfasser führt in diesen Büchern aus, der evangelische Prediger solle das lautere Evangelium ohne alle menschlichen Zusätze predigen. Deshalb verletzten die Prediger ihre Pflicht, die diese menschlichen Zusätze predigten. Diese menschlichen Zusätze aber seien die sogenannten Kirchenlehren. „Eine freie protestantische Kirche bist du und wirst du bleiben“ — so redet er die Kirche an — „solange deine Hand das Evangelium hält und dein Herz dem eigenen Worte Christi folgt und gegen alle menschlichen Zusätze Protest erhebt.“ Freilich die Kirche, wie sie jetzt ist, ist nur „das große pietistische Bündnis“. Die wesentlichen Teile des Christentums sind die Vernunft, Christus und Gott. Die Vernunft oder die vernünftige, geistige, unsterbliche Natur des Menschen ist göttlich, stammt aus Gott und ist nichts anderes als der Heilige Geist, der Quell aller Erkenntnis, Frömmigkeit und Selig-

⁹⁰) Provinzialsynode 1847, S. 55 ff. u. 104 ff., und Mindner Synode, Protokoll, 1846, S. 7f.; 1847, S. 6f.

keit. Christus hat in sich das Göttliche im Menschen zur völligen Offenbarung gebracht. Gott ist „das höchste Wesen“. Die Dreieinigkeit aber ist ein toter Wahn, eine zur Rechtfertigung grober Irrtümer, heidnischer Abgötterei von den Menschen mehrere Jahrhunderte nach Entstehung des Christentums ersonnene Lehre. In den Urkunden unserer Religion findet sich „kein Jota und kein Tüpfelchen von Trinität“. Dennoch sagt der Verfasser in der „Rechtfertigung“ (S. 35): „Zu dem biblischen Glauben an Vater, Sohn und Heiligen Geist bekenne ich mich von Herzen“; aber sein Christus ist die menschliche Vernunft; der historische Jesus war ein besonders begnadigter Mensch. Prüfstein und Richtmaß, an dem Verfasser alles mißt, ist der vernünftige, aus Gott geborene Menscheng Geist. Die sogenannten Grundtatsachen des Christentums sind alle falsch⁹¹⁾.

Der Superintendent Huhold in Hausberge lud den Verfasser zu einer persönlichen Besprechung; aber er weigerte sich zu kommen, da ein Recht zur Beaufsichtigung der schriftstellerischen Tätigkeit der Geistlichen dem Superintendenten nicht zustehe. Er mußte dann doch vor dem Synodal-Moderamen erscheinen, wo seine Erklärung nicht genügte. Auch das Eingreifen des Generalsuperintendenten Gräber nützte nichts. Die Sache kam auf Erfordern vieler Kreissynoden (Blotho, Minden, Lübbecke, Herford, Bielefeld, Soest, Bochum) an die Provinzialsynode. Bei deren Verhandlungen handelte es sich zunächst um die Frage, ob die Synode in dieser Angelegenheit kompetent sei. Die Verhandlung ist typisch bis auf den heutigen Tag, wenn es um schwierige Entscheidungen geht: man ist an den Kern der Frage nicht heranzubringen und klammert sich an formale Bedenken. Ein Redner gegen die Kompetenz sagt (S. 57): „Es scheine von den Orthodoxen beabsichtigt zu werden, den Rationalismus auf äußerliche, gewaltsame Weise aus der Kirche hinauszustoßen. Dagegen protestiere er im Namen Christi, der die schwachen, kranken, irrenden Glieder mit den Waffen des Geistes zurückzuführen lehre; er protestiere gegen solch Vorgehen im Namen der ganzen evangelischen Kirche Preußens, in der der Rationalismus eine historische Berechtigung habe.“ Auch warnte man die Synode, „zu Denunziationen, Suspensionen und Absetzungen die Hand zu bieten“.

Aber die Sache war klar: die Synode hatte nach § 49 der Kirchen-

⁹¹⁾ Vgl. Evang. Monatsbl. 1847, S. 175 ff.

ordnung die Pflicht, über die Reinheit der Lehre zu wachen. Der kraftvollen Betonung dieser Pflicht vor allem durch den Superintendenten König (Witten) war die Entscheidung zu danken, der Verfasser könne bei Beharren auf seinen Irrtümern nicht im Pfarramte bleiben. Aus dieser Zeit wird der „Ausruf an die Protestanten Deutschlands“ stammen, den Pastor S. in die Welt sandte. Er beginnt⁹²⁾: „Brüder, unser höchstes Gut, die Freiheit des Gewissens, die Freiheit der Religion ist in Gefahr. Glaubenszwang und geistliche Herrschaft sind im Anzuge! Erhebt euch überall, damit wir gemeinsam mit allen Geisteskräften für das höchste aller Güter und gegen das ärgste aller Übel kämpfen!“ Er betont weiter: „Jedes Glied der Gemeinde hat vollkommene Freiheit der Religion und ihrer Ausübung. Jede Gemeinde ordnet mit Stimmenmehrheit ihre religiöse Feier. Ihr dürfen unter keinem Vorwande weder alte noch neue Glaubenssätze aufgebürdet werden. Niemandem ist gestattet, die Herrschaft über sie zu führen. Nur der christliche Geist der Wahrheit, der Freiheit, der Liebe und der Verbrüderung aller Menschen soll in der Gemeinde zu immer völligerer Herrschaft kommen.“ Im Sinne dieses Ausrufs gründete S. nunmehr eine neue Gemeinde. Bei der Grundsteinlegung seiner neuen Kirche sagte er:

Uns treibt nicht Geld, nicht eitler Ruhm,
 uns dieses Haus zu bauen;
 uns treibt ein wahres Christentum,
 und Gottes Gnade ist es, der wir trauen.

Das Kirchlein kam mit Hilfe auswärtiger Freunde zustande (1853) und zählte zunächst 400 Angehörige. Aber schon nach kurzer Zeit starb S., verlassen von seinen Anhängern, in Armut.

Auch von ganz anderer Seite als der des Rationalismus erhob sich Widerspruch gegen die Mächte der Erweckung, nämlich von der sektiererischen. Schon länger gab es in Minden=Ravensberg Quäker⁹³⁾. Diese Quäker werden sich in ihren Anfängen bis auf die Herforder Labadisten zurückführen lassen, haben sie doch ihren Sitz im Stift-

⁹²⁾ Liesmeyer a. a. D. S. 41f.

⁹³⁾ Vgl. Gedicke, Annalen des Preuß. Schul- und Kirchenwesens, Berlin 1800, S. 325—356; Brandes, Zeitschr. für histor. Theologie, 1873, Bd. 43, S. 110, 153.

berger Kirchspiel, in Exter und Baldorf. So vermutet schon Hagedorn in Töllenbeck⁹⁴). Sie sind wohl nicht zahlreich. Es handelt sich in den Akten um einen Kolon Christof Reckesfuß und seinen Bruder, den Heuerling Dietrich Reckesfuß. Man verschmäht die Kirche und ihre Diener, auch ihre Bräuche und Einrichtungen, wie die kirchliche Trauung, und kopuliert sich selbst (1790). Das Gelöbnis, durch das der Heuerling Reckesfuß seiner Braut sich verpflichtet, ist ernsthaft und christlich⁹⁵), kann aber die Trauung natürlich nicht ersetzen, auch wenn es im Kreise der Gemeinschaft laut abgelegt wird. Man ordnet Zwangsmaßregeln an, das vermeintliche Ehepaar zu trennen, und geht bis zu vier Wochen Gefängnis bei Wasser und Brot. Doch ohne Erfolg. Die Sektierer weigern auch Kindtaufe und Eid wie den Militärdienst, so daß weder Staat noch Kirche für sie zu existieren scheinen. Die Behörden — der Fall geht bis nach Berlin — wissen nicht aus noch ein. Man denkt an zwangsweise Wegschaffung aus dem Lande. Im Jahre 1796 regen sich die Quäker auch in Minden. Zu ihnen gesellt sich auch der Kriegsrat Albinus, der sein Amt niederlegt und zum Kolon Reckesfuß im Stiftberger Kirchspiel verzieht, um sich hier mit allerlei ländlichen Arbeiten zu beschäftigen, ein Beispiel, das später von Tschirschky nachahmt. In Minden gibt es 1798 eine wirkliche Quäkergemeinde⁹⁶). Eins ihrer Mitglieder richtet eine Eingabe an den Rat der Stadt, in der er die Ratsherren bittet, daß „sie umkehren und ihrem eigenen Zustande nachdenken“, und betont, „daß das Werk des HErrn in den Herzen der Menschen von keiner menschlichen Macht niedergeworfen werden könnte“, und „da Schauspieler, Spieler und andere böse Gesellschaften geduldet würden“, möge man auch den Quäkern Freiheit lassen. Der Mindener Rat berichtet dann 1799: „Den hiesigen Religionssonderlingen, Rousseau und Konsorten, sei die Verfügungsmitteilung mitgeteilt“, und fügt in immerhin bemerkenswerter Weise das folgende hinzu: „Wir haben diese sogenannten Freunde bisher nicht mit strafender Strenge behandeln mögen, sondern möglichst gelinde, vorzüglich belehrungsweise gegen sie verfahren. Denn sie sind, wie sie bisher noch erscheinen, keine kastigationswürdigen Verbrecher, sondern nur Schwärmer und Irregehende in der Religion... Die Psychologen und Ärzte kommen darin überein,

⁹⁴) Kirchenarchiv zu Töllenbeck nach Abschrift des Rektors Sudbrack.

⁹⁵) Annalen a. a. D. S. 329ff.

⁹⁶) Gedicke a. a. D. S. 165—180.

daß Religion und Liebe in psychologischer Hinsicht vieles gemein haben. So lehrt die Erfahrung, daß Verliebte ihre Leidenschaft nur um so stärker nähren und raffinierter darin werden, je mehr Hindernisse ihnen in den Weg gelegt werden. So handeln auch Religionschwärmer gerade wie Verliebte, die um so heftiger lieben, je weniger sie Vernunft behalten. Bei jenen vertritt ihr gerühmtes „inneres Licht“ die Stelle der Leidenschaft der letzteren. Beide verdienen bis zu einer schädlichen Explosion bedauerndes Achselzucken.“ Ferner warnt der Rat aber doch, es würde sehr gefährlich sein, den „Freunden“ Freiheit vom Militärdienste, kirchlichen Abgaben usw. zuzugestehen, denn dann würden in weniger als acht Tagen der Bauern- und Bürgerstand dieser Provinzen sich zu ihrer Religion bekennen und das „innere Licht“ empfangen.

Die Quäker hielten sich bis weit in das 19. Jahrhundert hinein und mußten den Vernunftgläubigen als abschreckende Exempel gegen die „Erweckung“ dienen. Nun aber gab es zweifellos auch unter den Erweckten Entgleisungen, die abschreckend wirken mußten. Ein Beispiel sei erwähnt. Jörgens stammte aus Gütersloh⁹⁷⁾. „Eine wild durchlebte Studentenzzeit mochte ihn mit Ausichten und Gewissen in Konflikt gebracht haben.“ So ging er nach Amerika. Hier war er eine Zeitlang „Prediger“, aber „das Licht scheuende Lebensstürme jagten“ ihn von dort zurück nach Deutschland. Er hatte weder theologische noch überhaupt wissenschaftliche Bildung, aber „mit einem geschickt angenommenen methodistischen Heiligenscheine versehen, kam er 1833 ins Wuppertal. Hier fand er Anklang. Man räumte ihm sogar vielfach Kanzeln ein. Besonders wird erwähnt, daß er in Missionsvereinen das Wort führte, hatte er doch die Gabe hinreißender Beredsamkeit. So gewann er begeisterten Anhang. Man vermittelte sogar, daß er von der theologischen Prüfungskommission in Koblenz nach einem leichten Kolloquium für wahlfähig zum Pfarramte erklärt wurde. Aber er geriet auf völlig unsittliche Bahnen und mußte aufs neue nach Amerika fliehen. Und dort ist er der Lynchjustiz eines beleidigten Gatten zum Opfer gefallen. Ob nicht doch auch Besseres in ihm sich regen konnte? Er ist der Dichter des Liedes: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?“

⁹⁷⁾ Krug, Kritische Geschichte der Schwärmerei im Wuppertale, Elberfeld 1851, S. 316ff.

In Schildesche tauchten Swedenborgianer auf: sie verwarfen die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit, hielten Christus für den einigen Gott, der sich neuerdings in dem Heuerling Heidbreder inkarniert habe, dem sie sich zu unbedingtestem Gehorsam verpflichtet fühlten. Sie führten unter sich volle Gütergemeinschaft ein, Kolone brachten ihre Höfe, Arme ihre Armut dar; eine neue Diät, Enthaltung von Kartoffeln und grobem Brot, förderte die geistliche Natur in ihnen. Auch die ehelichen Bande wurden locker⁹⁸).

Erwähnt sei endlich noch Uhlmann in Rößinghausen, ein Versammlungsleiter, dessen Ruf nicht fein war, der aber auch von ernsthaften Christen abgelehnt wurde.

Welche Widerstände sich auch gegen die Erweckungsbewegung erheben mochten: sie war nicht zu bewältigen. Überall in ganz Deutschland erhob sie ihr Haupt, und überall fand sie Männer, die ihr Panier vorwärtstrugen. Die westfälische Provinzialsynode, an der schon längst auch die minden-ravensbergischen Synoden teilhatten, erließ von Soest aus am 11. Oktober 1844 ein Sendschreiben an ihre Gemeinden, in dem sie über den Sieg des Glaubens fröhlich dankte⁹⁹). Darin sagte sie: „Da wir erwählte und verordnete Geistliche und Älteste uns zum viertenmal hier versammelt haben . . ., so richten wir gegenwärtiges Rundschreiben an Euch, auf daß Ihr samt uns in der evangelischen Gemeinschaft gestärkt werdet, Gott zu Lobe durch unsern HERRN Jesum Christum. Wir preisen zuvörderst unseren großen und getreuen Gott, daß es Ihm gefallen hat, den Namen seines lieben Sohnes in dieser Zeit aufs neue zu verklären. Denn es ist in vielen evangelischen Gemeinden unserer Provinzialkirche ein reges christliches und kirchliches Leben erwacht. Wir hören mit Freuden, wie geistlich Tote zu dem Leben kommen, das aus Gott ist, wie Sünder zur Buße sich kehren, wie geängstete Gewissen durch die Gnade Gottes zum fröhlichen Glauben gelangen, und wie die Gläubigen sich im Stande guter Werke erfinden lassen.“ Es wird weiter die Teilnahme an der Inneren und Äußeren Mission besonders hervorgehoben. Kurz — „es ist aufs neue eine angenehme Zeit, es sind Tage des Heils, der HERR ist auf dem Plan, Sein Reich zu bauen, der HERR ist mit uns“.

⁹⁸) Bielefelder Synodal-Protokoll 1856, S. 14, und 1857, S. 13. Kommunismus mit christlichem Aushängeschild.

⁹⁹) Evang. Monatsbl. 1845, S. 30.

Ein neuer Morgen war in unserem Lande angebrochen. Auf den Morgen aber, wenn er die Nebel der Dämmerung durchbrochen hat, folgt der Tag. Der Morgen ist schön und herzerquickend, aber das schlichte Licht des Tages hat auch seine Schönheit. Jedenfalls ist die Entwicklung nicht aufzuhalten. So mußte auch die Erweckungsbewegung ihre Entwicklung haben. Sie mußte in kirchliche Bahnen einbiegen: sie wurde konfessionell.

Die konfessionellen Unterschiede hatten zunächst keine Schranken für die entstandene Glaubens- und Liebesgemeinschaft gebildet. Man konnte an eine Vereinigung der Gläubigen aus allen Kirchen denken. Die Lutheraner in Lemgo bauten dort die neue katholische Kirche, um den einzigen im tiefsten Sinne evangelischen, nämlich den katholischen Pastor, das Evangelium predigen zu hören, das sie in ihren Kirchen noch nicht wieder hörten. Umgekehrt überwies der katholische Propst von St. Hedwig in Berlin eine Tschekin dem Pastor Sänicke, daß er sie seelsorgerlich in ihrer Sprache berate. Die Bibelgesellschaft in Berlin hatte unter ihren Gründern den schottischen Presbyterianer Pinkerton und den katholischen Westfalen Schmedding aus Münster¹⁰⁰). Das alles war schön; aber niemand konnte zweifeln, daß es so nicht bleiben werde, so gewiß ein Kind nicht ein Kind bleiben, sondern ein Mann werden muß. Zur Frömmigkeit mußte die Erkenntnis der religiösen Wahrheit und die kirchliche Gestaltung ihrer Triebe kommen¹⁰¹).

Die Erweckten in unserem Lande waren und wurden Lutheraner. Den Deutschen ist eben doch Luther der Reformator: das beweist ja auch der Werdegang der Erweckten im Lippischen, die zum großen Teil in der lutherischen Kirche landeten. Aber überall setzte schon bald eine konfessionelle Entwicklung ein, die sich des kirchlichen Erbgutes freute. Das Reformationsjubiläum (1817) brachte Luthers Persönlichkeit wieder in Erinnerung¹⁰²). Es erschienen Festschriften, die die Reformation erzählten, wissenschaftliche Darstellungen, auch Bücher für das Volk. Das Bild des ganzen Luther, auch dessen, der in Worms vor Kaiser und Reich sein Bekenntnis ablegt: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“, der nur eine Wahrheit kennt, eben die seine, und dafür zu sterben bereit ist — dieser Luther erstand wieder und gewann

¹⁰⁰) Bachmann, Hengstenberg I, S. 189.

¹⁰¹) Seeberg, Kirche Deutschlands, S. 61.

¹⁰²) Bachmann, Hengstenberg, S. 185f.

Herzen. Denn es ist nun einmal so, daß Luther der Prophet aus deutschem Blut ist, und daß deutsches Wesen sich ihm allezeit blutverwandt fühlt.

Hier tritt ein Unterschied zwischen dem neuen Pietismus und dem alten historischen hervor. Der letztere hatte zu allmählicher Erweichung des konfessionellen Bewußtseins geführt¹⁰³). Der neue Pietismus ahnt die Bedeutung der Kirche.

Der Pietismus nahm die alte Orthodogie in sich auf und wurde orthodox-kirchlich. Ein klassisches Zeugnis dafür ist die Unterredung Bismarcks mit dem Prinzregenten, späteren Kaiser Wilhelm¹⁰⁴). Der Regent hatte dem General von Gerlach Pietismus vorgeworfen und dabei an religiöse Heuchelei um der Karriere willen gedacht. Bismarck erwiderte: „Das liegt Gerlach ganz fern. Was kann der noch werden? Heute versteht man unter einem Pietisten einen Menschen, der orthodox an die Offenbarung Gottes glaubt und aus seinem Glauben kein Geheimnis macht; und deren gibt es viele, die mit dem Staate gar nichts zu tun haben und an Karriere nicht denken. Orthodox ist beispielsweise jemand, der ernstlich daran glaubt, daß Jesus Christus Gottes Sohn und für uns gestorben ist als ein Opfer zur Vergebung unserer Sünden. Ich kann es im Augenblick nicht präziser fassen, aber es ist das Wesentliche der Glaubensverschiedenheit.“ Der Prinz antwortete hoch errötend: „Wer ist denn so von Gott verlassen, daß er das nicht glaubt?“ Bismarck entgegnete ruhig: „Wenn diese Auffassung öffentlich bekannt würde, so würde Eure Königliche Hoheit selbst zu den Pietisten gezählt werden.“

Und dazu ein Seitenstück aus unserem Lande, das die Verkirklichung des Pietismus beweist. Ein ravensbergischer Stundenhalter erzählt von sich¹⁰⁵): „Noch immer konnte ich der Sündenvergebung nicht froh werden; eine Zeitlang hatte ich das Gefühl, sie zu haben; dann aber waren die alten Zweifel wieder da.“ Da hilft ihm eine Missionsfestpredigt von L. Harms in Neuenkirchen über Joh. 10, 27ff.: Meine Schafe hören meine Stimme. Hier wird er auf die Taufe und den Glauben, der ohne Fühlen traut, hingewiesen. Wieder daheim, greift er nach den Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche.

¹⁰³) Bachmann a. a. O. S. 194.

¹⁰⁴) Seeberg, Kirche Deutschlands, S. 208.

¹⁰⁵) Zeugen und Zeugnisse I, S. 112f.

„Sie schneiden aller Schwärmerei den Paß ab, zeigen das Gefährliche des Gefühlschristentums, ermahnen zur Nüchternheit und einem entschiedenen christlichen Lebenswandel... Da wurde mir die Taufgnade groß, d. h. die Gabe, die der Herr durch die Taufe schon längst gegeben hat — die Vergebung der Sünden.“

Bei dem allen ist nicht zu vergessen, daß gegenüber der Bewegung zum christlichen Glauben das ganze Jahrhundert hindurch eine unchristliche Bewegung stand, die zumal gegen Ende des Jahrhunderts mehr und mehr eine geradezu antichristliche Stellung einnahm und heute keinerlei Verhüllung mehr nötig zu haben glaubt. Davon ist hier nicht zu reden. Das aber war es, was die Erweckung unserem Lande gebracht hat: es wurde das Immanuel'sland, in dem der christliche Glaube eine sonderliche Macht war. So hatte es sich auch bei uns erfüllt, was Spitta sang:

Stingst war's öde, niemals öder auf dem Weg nach Kanaan;
kaum zog hier und da ein blöder Wandrer schüchtern seine Bahn.
Tausend spotteten und drohten, sahn sie ihn vorüberziehn;
denn der Weg schien wie verboten und das Heil'ge Land verschrien.

Doch der Herr hat dreingesprochen ein gewalt'ges Allmachtswort,
Raum gegeben, Bahn gebrochen, und wir ziehn von Babel fort.
Nach so manchen schweren Leiden sah der Herr uns gnädig an:
Nehmt die Harfen von den Weiden, singe, wer da singen kann.

Gott, mein Schöpfer und Erhalter, mein Erlöser und mein Herr,
dir ertönen Harf' und Psalter, dir und deines Namens Ehr'.
Deine Liebe laß mich preisen, deinen großen Gnadenrat,
und so singend weiter reisen auf dem schmalen Pilgerpfad.

V. Das kirchliche Leben zur Zeit der Erweckung.

Die neue Zeit brachte eine umfassende Neugestaltung der kirchlichen Organisation. Bisher hatte die minden-ravensbergische Kirche ein bescheidenes Stilleben an ihrem kleinen Teile geführt. Sie unterstand zwar dem für ganz Preußen in Berlin bestehenden Direktorium, aber eine Preußische Kirche gab es nicht. Auch mit den anderen evangelischen Gebieten Westfalens stand man in keinem kirchlichen Zusammenhang. Wohl gehörten die beiden Grafschaften Mark und Ravensberg seit alten Zeiten zusammen, waren auch als Stücke der klevischen Erbschaft gleichzeitig an Brandenburg gekommen. Aber politische Bedenken ließen es dem Großen Kurfürsten ratsam erscheinen, beide Gebiete einander nicht gar zu nahe kommen zu lassen¹⁰⁶). Wohl fanden für beide Gebiete 1612 Synoden statt — zu Unna für die Mark, zu Bielefeld für Ravensberg —, die das kirchliche Wesen konstituieren sollten. Für die Mark schließt sich daran die presbyterial-synodale Kirchenverfassung; aber die Bielefelder Synode war erfolglos. Hier blieb die Kirche in voller Unterstellung unter staatliche Behörden, d. h. ohne eigene Organisation.

So war es geblieben bis nach den Freiheitskriegen. Nun aber galt es, alle evangelischen Gebiete Westfalens in einen einheitlichen Organismus zusammenzufügen. Sie boten ein buntes Bild. Da waren die beiden größeren Städte, Soest und Dortmund mit ihren lutherischen Landgebieten, und wiederum die kleine reformierte Grafschaft Tecklenburg, wo die frühere Synodalordnung allmählich an Entkräftung starb. Im Jahre 1746 wurde hier die letzte Synode gehalten, und die Regierung zu Lingen übernahm die Verwaltung. Die altreformierten Gebiete von Siegen und Witgenstein kamen erst 1815 an Preußen und wurden Westfalen eingefügt. In den alten Bistümern Münster und Paderborn mit Korvei gab es nur wenige evangelische Gemeinden, die sich durch den Zwang der Gegenreformation gerettet hatten. Das bedeutendste Gebiet außer Minden-Ravensberg war die Grafschaft Mark, und sie hatte ein eigenartiges kirchliches Leben: es kam darauf an, ob es gelang, diese Eigenart zu bewahren! Das war nur möglich, wenn

¹⁰⁶) Spannagel, Minden-Ravensb. 1894, S. 128f.

man sie auf alle westfälischen Gebiete ausdehnte. Darum ging der Kampf in der Frühzeit des 19. Jahrhunderts.

Die reformierten Gemeinden der Mark übernahmen ihre presbyterial-synodale Verfassung von ihren niederrheinischen Glaubensgenossen seit 1611. Dasselbe wird immer wieder von den lutherischen Gemeinden behauptet¹⁰⁷). Es ist ganz ausgeschlossen¹⁰⁸). Vielmehr war die Entwicklung so: Hessen war bis auf Landgraf Moriz das einzige lutherische Land mit Synodalverfassung. Als Moriz das lutherische Land mit Gewalt in das kalvinische Lager führte, fand er Widerstand, den er nur dadurch brechen konnte, daß er die lutherischen Pfarrer außer Landes trieb und die presbyterial-synodale Ordnung aufhob. Jene abgesetzten lutherischen Pfarrer aber nahmen diese Ordnung mit in ihre neue Heimat, nämlich nach Westfalen. So ist Justus Weier, der die Einladung zu der Bielefelder Synode unterschrieben hat, einer von diesen abgesetzten Hessen. Ihm verdanken wir die Nachricht, daß an dieser Synode vierzig ravensbergische Pfarrer teilnahmen¹⁰⁹).

So ist der in Hessen ausgerottete Same vor allem nach der Mark getragen, wo er alsbald Wurzeln schlägt und zum stattlichen Baum erwächst. Es ist ein auf evangelischem Boden immerhin eigenartiger Vorgang, was in Unna 1612 geschah. Hier sind 83 Pfarrer und 9 Lehrer — soviel wir zählen —, die fast 60 Gemeinden vertreten. Und sie tragen die Zukunft ihrer heimatlichen Kirche in ihren Händen. Kein Fürst ist vorhanden, der sich Summepiskopus dünkt und ein landesherrliches Kirchenregiment aufrichtet. Die Synode entscheidet. Jede Gemeinde erhält ihre Vertretung durch Provisoren, Senioren oder Presbyter, Diakonen für die Armenpflege: sie alle sollen auf den Synoden mitraten. Die Gemeinden eines Amtes schließen sich zu einer Klassis zusammen, die ihren Leiter (Subdelegaten) selbst ernennt. Die Klassen wählen wieder die Abgeordneten zu der Synode, die den „Generalsinspektor“ wählt, daß er an der Spitze des ganzen Kirchenwesens stehe.

Nun war aber mit der Zeit eine Art von Müdigkeit über dieses kirchliche Wesen gekommen, die Aufklärung hatte dazu beigetragen. Um die Wende des 18. Jahrhunderts bot die märkische Kirche ein

¹⁰⁷) Vgl. Lüttgert, Evang. Kirchenrecht, S. 44; Natorp, Ludw. Natorps Leben, 1894, S. 169.

¹⁰⁸) Rothert, Grafschaft Mark, S. 343.

¹⁰⁹) Rothert, Jahrbuch 1921, S. 7f.

anderes Bild dar als in den früheren Jahrhunderten. Im Jahre 1798 stellte der damalige Inspektor der märkisch-lutherischen Kirche, Dahlenkamp, Prediger in Hagen, „die äußere Einrichtung der lutherischen Religionsgesellschaft in der Grafschaft Mark“ amtlich dar. Diese „Grundzüge“ sprechen es unverhohlen und deutlich genug aus, daß man zu dieser Zeit die bischöflichen Rechte auch in der Mark dem Landesherrn beilegte, nur daß er es hier, anders als in anderen preußischen Provinzen, in den unteren Instanzen durch Synoden und den von diesen gewählten Beamten (Inspektor) ausübt. Die Synoden sind also ganz und gar nicht selbständig, sondern nur Organe des landesherrlichen Kirchenregiments. Die Aufgabe der Klassikalkonvente (Kreisynoden) besteht in der Hauptsache darin, daß sie „Sittengerichte“ über der Prediger Lehre und Wandel sein sollen. Der „Generalinspektor“ wird zwar von der Synode gewählt, muß aber von der Regierung bestätigt werden. Im Jahre 1721 befiehlt die Regierung, daß er immer nur auf drei Jahre und nicht mehr lebenslänglich gewählt wird. Es war der volle Sieg des landesherrlichen Kirchenregiments über das synodale Wesen, das damit an die zweite Stelle zurückgedrängt wird. Und es ist hier kein Unterschied zwischen der lutherischen und der reformierten Kirche. Die letztere ist vielmehr noch abhängiger von der Staatsgewalt als die erste. Dementsprechend trat mit zunehmender Aufklärung immer allgemeiner ein Verfall des kirchlichen Wesens ein. Die Synodalverhandlungen wurden immer unfruchtbarer. Die Synodaltage hießen „Spieltage“¹¹⁰⁾. Nicht bloß einzelne Deputierte, sondern ganze „Klassen“ (Kreisynoden) fehlten gelegentlich unentschuldigt, wie auf der reformierten Synode zu Anna 1801 die sauerländische Klassis. Sie hat auch nicht einmal einen Bericht gesandt. Schlimmer war, daß auch der zum Synodalprediger erwählte Pastor Diehl aus Halber fehlt, so daß der Synodalgottesdienst ausfällt. Und das alles wiederholte sich, so daß man mit Geldstrafen einschreiten muß. Ähnliches geschieht auf lutherischer Seite. Das aber fiel doch auf, wenn ein Subdelegat (Superintendent) sich zur Entschuldigung für sein Fehlen auf der Synode (1807) auf „die allgemeinen Menschenrechte“ beruft. Wenn aber neuerdings in einer Subiläumsschrift gesagt ist, „die märkische Synodalverfassung sei besonders bei dem lutherischen Teile in Auflösung geraten“, so ist das

¹¹⁰⁾ Afschenberg, Jubelfeier 1817, S. 207ff.

durchaus unrichtig: es war bei den Reformierten nicht anders, wie obige Beispiele zeigen. Es wird wirklich Zeit, mit diesem Irrwahn aufzuräumen.

Dennoch gab es eine große Reihe solcher Märker, die mit Pietät an der altüberlieferten Synodalverfassung hingen und den „Schaden Josephs“ bitter beklagten. Unter ihnen sei vor allem der lutherische Pastor von Oven in Wetter, später in Düsseldorf, genannt. Es war ein heißer Kampf, der entbrannte, als es nach den Freiheitskriegen darum ging, wie die gesamte westfälische Kirche verfaßt werden sollte.

Fraglos hatten die Staatsbehörden von vornherein die Absicht, die kirchliche Einigung der disparaten westfälischen Gebiete in einer von oben zu gebenden Konsistorialverfassung zu suchen. So wurde 1816 ein Konsistorium in Münster errichtet. Ihm fiel die Leitung des Kirchenwesens „in rein geistlicher und wissenschaftlicher Hinsicht“ (Interna), dagegen den Bezirksregierungen die Verwaltung der äußeren Angelegenheiten zu. Aber auch die Konsistorien waren reine Staatsbehörden und hatten bis 1825 die Staatsaufsicht auch über die katholischen Gemeinden zu führen¹¹¹). Sie hatten daher auch katholische Mitglieder.

Die seit Jahrhunderten bestehende Synodalverfassung der Mark blieb ganz unberücksichtigt. Die neuen Konsistorien hielten sie für aufgehoben. Der König selbst hatte allerdings schon 1814, als ihm der lutherische Generalinspektor Bädeker in Dahl die Freude der Mark aussprach, wieder mit Preußen vereinigt zu sein, erklärt: „Ich werde mir auch den Wunsch, die so lange schon bestehende Synodalverfassung der Grafschaft Mark fernerhin beizubehalten, stets empfohlen sein lassen.“ Aber es kam vor allem auf die Männer an, die den König umgaben und ihm die zu gehenden Wege zeigten. Da war wohl ein Nikolovius, Direktor der geistlichen Abteilung im Ministerium, ein hervorragender Mann, Schüler Hamanns, des Magus des Nordens, Freundes von Jacobi in Pempelfort. Er stand dem von Steinischen Kreise nahe und war befreundet mit Natorp, dem späteren Vizegeneralsuperintendenten von Westfalen. Von ihm war das beste zu erwarten. Aber es gab auch andere Geister, die, auf die bürokratische Formel eingeschworen, nichts von Synoden wissen wollten. In die Kämpfe, die hier auszufechten waren, läßt ein Brief Natorps an General-

¹¹¹) Lüttgert, Kirchenrecht, S. 66.

inspektor Bädeker¹¹²⁾ hineinschicken. Er zeigt die Bemühungen des damaligen Gouverneurs von Westfalen, Freiherrn Vincke, zugunsten der Synodalverfassung. Die entscheidende Persönlichkeit ist natürlich die des Königs, und alles dreht sich darum, wie man ihn für die Beibehaltung des väterlichen Erbes gewinnen kann. Die Befürchtung wird laut, daß man von gewisser Seite es dem König nicht als ratsam darstellen möchte, die Kirche freier zu stellen und ihr eine andere als die reine Konsistorialverfassung zu geben. Natorp hat einem Bericht der Regierung an den König seine Unterschrift verweigert und eine besondere Erklärung an das Ministerium gegeben. Natorp verweist auf die Presse, die man fleißig in den Dienst der guten Sache stellen solle, und nennt eine von E. M. Arndt in Berlin geleitete Zeitung, die auch der König lese. Er gibt eine Fülle sonstiger Einzelheiten und Nachrichten, die das Bild jener bewegten Zeit getreu widerspiegeln.

In gleichem Sinne schrieb Delius von Münster aus an den Landesdirektor von Romberg¹¹³⁾ am 21. November 1814, der Synode würden wegen „Schlaffheit und ungehöriger Rücksichtnahme auf einzelne Pfarrer“ Vorwürfe gemacht; aber es sei doch nicht ausgeschlossen, daß „unter der Prüfung der letzten Jahre der Geist sich veredelt und gereinigt habe“. Deshalb werde Se. Majestät zwar wohl die Synodalverfassung erhalten, jedoch neben und unter Aufsicht der geistlichen Landesbehörden.

Vor allem trat Freiherr vom Stein mit dem bekannten Feuer-eifer für die kirchliche Selbständigkeit ein¹¹⁴⁾ und ließ sich über die staatliche Kirchenverfassung in einer Weise aus, „daß Schleiermacher, dem das Wasser auf seine Mühle war, nicht aus dem Lachen kam“. Am getreuesten nahm sich Freiherr Vincke der Sache an. Er gewann den Minister von Schuckmann, der versprach, nur „mit leiser Hand die nötigsten Änderungen des bisherigen Zustandes treffen zu wollen“¹¹⁵⁾. Vincke trat auch weiterhin für die synodale Verfassung in einem Bericht an die Regierung ein (16. Januar 1815), der es wert wäre, um seiner geschichtlichen Begründung willen hier abgedruckt zu werden¹¹⁶⁾.

Noch im Jahre 1815 geschah der erste Schritt zur Neugestaltung

112) 7. März 1815, Soester Provinzialkirchenarchiv.

113) Provinzialkirchenarchiv zu Soest.

114) Eylert, Charakterzüge II, 2, S. 274.

115) Provinzialkirchenarchiv zu Soest.

116) Provinzialkirchenarchiv zu Soest.

der kirchlichen Behörden¹¹⁷⁾. Dem Oberpräsidenten wurden in den preußischen Provinzen Behörden unterstellt, die aber nicht als selbständig, sondern nur als Oberpräsidialabteilungen gedacht waren, wenn sie auch den Namen der Konsistorien erhielten. Wohl tagten die Synoden weiter, aber ohne recht vorwärts zu kommen. Die erste Gesamtsynode von Hagen (1817), die zugleich das Reformationsjubiläum beging, brachte die Union der lutherischen und reformierten Kirche der Mark, förderte aber die Verfassungsfrage nicht. Die zweite Gesamtsynode zu Unna 1818 lehnte einen Regierungsentwurf ab und bestand auf dem alten Rechte. Wiederum war die Synode vom 1. bis 12. September 1819 in Lippstadt versammelt. Hatte schon die Synode zu Unna unter fast beispielloser Teilnahme der Gemeinde getagt — an dem Gottesdienst, in dem Hülsemann (Elsey) predigte, nahmen über 7000 Personen teil¹¹⁸⁾ —, so war die Lippstädter noch bedeutsamer. Sie machte den Eindruck einer konstituierenden Synode für ganz Westfalen. Schon das war ein Fingerzeig, daß sie in dieser nördlichsten Stadt der Mark tagte, als wollte sie wie eine ausgestreckte Hand nach dem nahen Ravensberg weisen. Und es waren hier auch zum erstenmal die Abgeordneten der Kirchenkreise Minden, Rahden, Herford, Bielefeld — außer denen von Tecklenburg, Siegen, Wittgenstein — mit den Märkern vereinigt. Und sie waren alle eines Sinnes. Erklärten die Gesandten der märkischen Synoden, daß sie „mit freier Einwilligung nie eine Verfassung annehmen würden, durch welche die wesentlichen Grundsätze unserer bisherigen Ordnung umgestoßen würden“¹¹⁹⁾, so stimmten die Minden-Ravensberger dem völlig zu.

Damit zeigte sich ein unüberbrückbar scheinender Gegensatz dessen, was die Regierung in ihrem Entwurfe wollte, zu dem, das die Synode für recht hielt. Die Rechtslage war zweifellos die: Die Synodalverfassung bestand für die Grafschaft Mark zu Recht, aber ebenso die Konsistorialverfassung für Minden-Ravensberg. Sollten jetzt beide Teile eine Provinzialkirche bilden, so mußte ein Ausgleich gefunden werden. Um diesen Ausgleich ging der Kampf, der um so erbitterter war, als sich mit ihm die Frage der Union wie der Agende vermengte. Die gesamte Mark sah in der Synodalverfassung ein teures Erbe

¹¹⁷⁾ Förster, Entstehung der Preuß. Landeskirche I, S. 249, Tübingen 1905, Mohr.

¹¹⁸⁾ Heppe, Geschichte der evang. Kirche, S. 316.

¹¹⁹⁾ Heppe a. a. O. S. 319ff.

der Väter, auch das Konsistorium in Münster, besonders dessen Vorsitzender, Oberpräsident Freiherr Vincke, und die Konsistorialräte Möller und Natorp waren ihr sehr geneigt. Aber in den leitenden Kreisen in Berlin konnte man sich nicht mit ihr befreunden. Wohl veröffentlichte der Synodalpräses Bäumer 1823 eine Schrift: „Die Presbyterialverfassung in ihrer Begründung und in ihrem Werte“. Die Gesamtsynode von 1826 bat das Konsistorium um ein Eintreten für ihre Wünsche. Der Pastor von Oven schrieb 1829 sein Büchlein über die märkische „Presbyterial- und Synodalverfassung“, das auf eingehenden geschichtlichen Studien beruhte und noch heute für uns eine Quelle unserer Kenntnis der kirchlichen Vergangenheit ist. Wie man in Minden-Ravensberg dachte, sagt der mindische Superintendent Romberg in Petershagen¹²⁰⁾: „Die Ehrfurcht gebietende Macht der christlichen Wahrheit ist ein Schattenbild geworden auch denen, die von Staats wegen in äußeren kirchlichen Angelegenheiten raten und mitwirken. Zum Schutze ihrer Freiheit lege die Kirchenverfassung ihren Grund in der selbständigen Beratung der Orts-, Kreis- und Provinzialgemeinden und in der freien Anordnung ihrer besonderen kirchlichen Angelegenheiten.“ Er will dem Landesherrn nicht das Amt des obersten Bischofs der Kirche bestreiten, aber die Konsistorien sollen rein kirchliche Kollegien sein, die nicht vermischt sind mit staatlichen Behörden. In demselben Sinne wiederholte die Gesamtsynode ihre Bitte an die Staatsregierung. Aber es schien alles umsonst zu sein. Dann kam die Gesamtsynode zu Dortmund 1830, bei der etwas länger zu verweilen ist, denn auf ihr fiel die eigentliche Entscheidung über das Verfassungswerk.

Der rheinische Pfarrer Koß zu Budberg bei Wesel war im Jahre 1828 als Konsistorialrat nach Berlin berufen, und er stellte dort die Grundzüge der alten Verfassung zusammen. Er war vorher Präses der rheinischen Synode gewesen und blieb dort hochverehrt, auch als er vom Könige zum Bischof ernannt wurde. Er war ein Meister in der Kunst der Menschenbehandlung. Der Volkstümlichkeit von Koß war es zu verdanken, daß man am Rhein die Vorschläge der Regierung annahm. Freilich waren diese Vorschläge durch eine Ministerialkommission in Berlin, an der auch unser westfälischer Oberpräsident von Vincke teilnahm, einigermaßen den synodalen Vorstellungen ge-

¹²⁰⁾ Agende 1828, S. 106f.

nähert. Koß aber wurde ins Rheinland gesandt, die Annahme der Vorlage zu bewirken. Er stellte dort in Aussicht, daß der König diese modifizierte Verfassung genehmigen werde, falls man die Agende annehme, gegen die man starke Bedenken hegte. Der Vorschlag ging durch.

Aber die märkische Gesamtsynode, mit der im Auftrage der Regierung Hofprediger Eylert zu verhandeln hatte, wollte auf den gleichen Vorschlag nicht eingehen. Man hatte gegen die Agende zu starke Bedenken¹²¹⁾. Da sicherte der König bei Annahme der Agende einen provinziellen Anhang für Westfalen zu und bahnte damit dem Kompromiß den Weg. Es fand im Schlosse zu Münster unter dem Vorsitze Vinckes eine Versammlung von Vertretern der Regierung und der Synode statt (8.—10. Juli 1830), die ihrerseits zustimmte, aber die Ausdehnung der Verfassung auf die ganze Provinz wünschte. Darauf fügte sich auch die Gesamtsynode, zumal der Präses Bäumler ihr klarmachte, daß „die Annahme der Agende von deren Gebrauch zu unterscheiden sei“¹²²⁾. Der Synode von 1833 konnte der Präses Nonne mitteilen, daß die Verhandlungen auf dem besten Wege seien; doch erhob sich zunächst noch die Frage, ob die neue Kirchenordnung nicht auf das Rheinland zu beschränken sei, da man mit der Annahme der Agende in Westfalen so lange gezaudert hatte. Endlich, am 5. März 1835, erfolgte dann die Bestätigung der Kirchenordnung durch den König. Einige Wochen später kam die Ernennung von Koß zum ersten Generalsuperintendenten für beide Westprovinzen. Da er seinen Wohnsitz in Berlin behielt, wurde Natorp zum Vizeregalsuperintendenten von Westfalen ernannt.

Wohl gab es noch einige Schwierigkeiten, ehe die neue Ordnung sich einlebte, sowohl zwischen den oberen Behörden, denen ihre Stellung zueinander nicht gleich klar war, wie in den Gemeinden, die sich stellenweise der ungewohnten Presbyterwahlen weigerten. Es kam auch vor, daß die Staatsbeörden den Laiendeputierten zu den Provinzialsynoden den Urlaub verweigerten. Aber bald erkannte man allgemein, welch ein Fortschritt die Kirchenordnung war, und freute sich ihrer. So war die Synodalpredigt von Nonne (Hattingen) — Synode zu Soest, 18. Oktober 1835 — durchaus auf den Freudenton gestimmt.

¹²¹⁾ Lüttgert, S. 39.

¹²²⁾ Protokoll der Synode 1830, S. 41.

(Vergleiche Sammelband „Predigten“ die zehnte Predigt:) „Wenngleich unsere Provinzialkirche unter den Stürmen der Zeitverhältnisse hier und da ein Blatt verloren hat aus ihrem Kranze und sie — beengt durch fremde Formen (Konsistorien) — gleich dem ängstlichen Harren der Kreatur nach der verlorenen Freiheit der Kinder Gottes hat seufzen müssen, und hat ihre Harfen an die Weiden gehängt und geweint, so hat ihr doch jetzt eine Stunde der Erlösung geschlagen, und eine hohe königliche Hand hat das gebundene Flügelpaar ihr wieder gelöst, daß sie wieder auffahren kann mit Fittigen wie Adler. Anerkannt in ihrer Freiheit und Selbständigkeit steht sie wieder da in ihrem köstlichen Schmuck und sieht aus sich selbst ihr angehörige Glieder berufen, ihre heiligen Rechte zu vertreten.“ Mit dankbarer Freude begrüßte man die neue Kirchenordnung besonders da, wo — wie in Minden-Ravensberg — die Presbyterialverfassung bisher gefehlt hatte. Die Synode Lübbecke beauftragte eines ihrer geisteskräftigsten Glieder, auf der ersten Synodaltagung die Bedeutung der Kirchenordnung ins Licht zu stellen. Pfarrer Lic. Möller (Lübbecke) hat seine Rede dann drucken lassen¹²³). Er zeigt, wie nun jedes Gemeindeglied mit aufgerufen werde zur Arbeit an der Gemeinde und wie nun die ganze Kirche, aber auch jede Einzelgemeinde, Organe erhalten habe, durch die sie wirken können. „Auch bisher gab es Kirchenvorstände, aber sie waren nicht aus der Gemeinde hervorgegangen, und ihnen waren nicht sowohl die inneren als nur die ganz äußerlichen Angelegenheiten zur Besorgung überlassen.“ Sie kooptierten sich selbst. „Aber jetzt sehen wir Geistlichen uns von Männern umgeben, die das öffentliche Vertrauen berief, und die als Älteste über die gute Ordnung beim Gottesdienste wachen und auf Zucht und christliche Sitte in der Gemeinde halten sollen.“ Darum, sagt er, strecke er diesen jetzt gegebenen Helfern die Hand entgegen zu einem innigen Bunde und zu tapferer gemeinsamer Arbeit.

Man nähere sich mit dieser presbyterial-synodalen Verfassung dem Vorbilde der apostolischen Gemeinden, man trete durch sie in engste kirchliche Verbindung mit der bisher schon so verfaßten Kirche der Grafschaft Mark — und das sei ein besonders beglückendes Ereignis. Vor allem sei jetzt die Aufrichtung einer ernsthaften Kirchenzucht möglich, wodurch das Gedeihen des kirchlichen Lebens gesichert werde. So

¹²³) Bielefeld 1835, Velhagen.

könnte nunmehr aus den bisherigen disjecta membra (zerstreuten Gliedern) der Provinz eine von einem Geiste getragene Provinzialkirche werden.

Aus dem Inhalt der Kirchenordnung sei nur erwähnt, was sie von den Generalsuperintendenten sagt. Die Kirchenordnung¹²⁴⁾ enthält die Dienstinstruktion für sie, die noch aus dem Jahre 1829 stammt. Danach ist die Schaffung dieses kirchlichen Organs ein Gedanke des Königs Friedrich Wilhelm III. selbst, und zwar ein lebenskräftiger und bedeutungsvoller Gedanke, der sich ebenbürtig der Schaffung der Agende zur Seite stellt. Er entnahm den Generalsuperintendenten ausdrücklich dem Kollegium des Konsistoriums. Zwar kann er an dessen Beratungen „dirigierend“ teilnehmen und wird auch Direktor des Konsistoriums genannt, wie er auch darin nach dem Oberpräsidenten, später dem Konsistorialpräsidenten die erste Stelle einnimmt. Aber er soll allem bürokratischen Getriebe fern gehalten werden. Er soll ein pastor pastorum sein oder — wie Nicolovius ihn sich dachte — „ein väterlicher Pfleger der Geistlichen“. Lüttgert¹²⁵⁾ will ihn nur zu einem landesherrlichen Aufsichtsbeamten machen. Der König dachte ihn aber, wie eben gesagt ist, anders, legte ihm einen bischöflichen Beruf bei, verlieh ihm vielfach auch den Namen des Bischofs oder gar Erzbischofs und ehrte ihn mit einem goldenen Kreuz.

Mit dieser Kirchenordnung war der Grund gelegt, auf dem das kirchliche Leben sich entfalten konnte. Sie mochte noch manche Mängel haben; aber man ging alsbald an deren Beseitigung.

Dankadressen der Kreisynoden an den König sprachen volligstes „Vertrauen auf den königlichen Geber und frommen Landesvater aus“, ja, noch auf einer Kreisynode von 1841 wußte man von „Enthusiasmus“, mit dem man sie empfangen hatte¹²⁶⁾. Fühlte man sie im einzelnen wohl auch als etwas Fremdes oder Neues, so war man doch herzlich dankbar für die Anregung, der man gern folgte. Man darf getrost sagen, die Presbyterien übernahmen bewußt die größere Verantwortlichkeit, die ihnen zufiel: ihr zunächst „noch etwas scheues Mit-helfen in Seelsorge und Disziplin“ wandelte sich bald in tapferes Mit-helfen. So traten sie auch ein in den Kampf um die Wiedererlangung

¹²⁴⁾ Ausgabe von Müller, 1873, S. 56.

¹²⁵⁾ Kirchenrecht S. 843.

¹²⁶⁾ Lübbecker Synodalprotokoll.

der kirchlichen Armengüter für die Kirchengemeinden, die ihnen die französische Fremdherrschaft genommen hatte. Einen Auszug aus der Kirchenordnung, der geeignet war, die Gewissen zu schärfen, verbreitete man in den Gemeinden, ja der allzeit lebendige Möller (Lübbecke) erklärte sie schon im Konfirmandenunterricht. So drang auch von hierher neues, tatkräftiges Leben in die Gemeinden¹²⁷⁾. Wie schnell Minden=Ravensberg mit der Mark verwuchs, beweist auch die Wahl der Provinzialsynode, durch die bereits in den ersten Jahren der neuen Ordnung ein Minden=Ravensberger, Jacobi, der Oberpfarrer zu Petershagen, zum Präses der westfälischen Provinzialsynode gewählt wurde, der freilich schon am 26. Januar 1843 starb. Der Nachruf, den die Mindner Kreissynode (1843, S. 6) ihm widmete, beweist seine überragende Bedeutung¹²⁸⁾. So erkannte auch das „Lippische Magazin“ (1835, Nr. 8) den Fortschritt, den man in Ravensberg gemacht, wenn es auch auf das Fehlen eines eigentlichen Bekenntnisses hinwies. Diesem Fehler wurde durch die Einfügung der drei sogenannten Bekenntnisparagraphen abgeholfen (1855). Der König erkannte in ihnen „den wahren und richtigen Ausdruck des Bekenntnisstandes der evangelischen Kirche Westfalens und des Rheinlandes und verlieh, weil die theologische Fakultät zu Bonn an diese Paragraphen gebunden ist, ihr das Recht, Deputierte zu den Synoden zu entsenden. Dieses Recht erhielt später ebenso die Fakultät zu Münster.

Zusammenfassend dürfen wir mit Lüttgert¹²⁹⁾ sagen: „Die Kirchenordnung ist ein volkstümliches Gesetz, das geschichtlich aus den Gemeinden erwachsen ist. Deshalb wird sie in den Gemeinden als ein wirkliches Gemeingut geachtet.“ So ist wohl wahr, daß sie ihrer äußeren Form nach nicht gerade ein Musterwerk ist. Sie ist aus mehreren Entwürfen und Anträgen zusammengearbeitet, hat auch im Laufe der Zeit mancherlei Zusätze und Änderungen erfahren, bis hin in die letzte Zeit; aber sie ist doch volkstümlich: man findet sie in Händen und Häusern von Laienmitgliedern der Presbyterien. Sie ist ein wertgehaltenes Vätererbe, und der freundliche Spott der Nachbarn sagt, daß „Kirchenordnung“ das dritte Wort der Westfalen sei.

Auch das ist ein Gewinn, den die Kirchenordnung brachte, daß die beiden westlichen Provinzialkirchen durch sie in eine engere Verbin-

¹²⁷⁾ Synodalprotokoll 1846 von Lübbecke und Bielefeld 1841.

¹²⁸⁾ Vgl. auch Herforder Kreissyn. 1843, S. 4.

¹²⁹⁾ Kirchenrecht S. 85.

ding kamen und so die alte geschichtliche Verbindung neu bestätigt wurde, in der vordem die klevischen Länder miteinander standen. Nur daß man der Kirchenordnung ihren historischen Namen lasse; sie ist bestimmt für „Westfalen und die Rheinprovinz“. In dieser Voranstellung Westfalens klingt vielleicht doch etwas von der alten geschichtlichen Bedeutung der Grafschaft Mark. Am höchsten aber sei an ihr gerühmt, daß diese Kirchenordnung das alte Band zwischen Mark und Ravensberg wieder enger knüpfte und die ganze Provinz mit ihnen zu einer kirchlichen Einheit verband.

Mit der neuen Kirchenordnung hängt aufs engste zusammen die neue Agende, also die Neuordnung des gottesdienstlichen Lebens.

Von der Verwüstung, die die Aufklärung über das gottesdienstliche Leben gebracht hatte, ist schon geredet¹³⁰⁾. Doch ist wohl nachzutragen, daß auch die Staatsgewalt nicht unschuldig daran war. Im Söllener Pfarrarchiv findet sich eine Kabinettsorder aus dem Jahre 1733¹³¹⁾. Danach sollen „alle aus dem Papsttum herrührenden Ceremonien, das Absingen der Kirchengebete, der Einsetzungsworte beim Heiligen Abendmahl, des Segens und Vaterunsers, auch der Kollekten abgeschafft werden“. Und wenn man die Abschaffung der priesterlichen Gewänder hinnehmen mag, so sollen doch auch die Leuchter vom Altare verwiesen und also keine Lichter gebrannt werden. Erst Friedrich der Große gestattete wieder eine größere liturgische Freiheit. Es soll den lutherischen Predigern freistehen, die abgeschafften Ceremonien wieder aufzunehmen „nach den Umständen ihrer Gemeinden“. Aber in Heepen, Schildesche, Söllenerbeck „findet man es nicht nötig, eine Veränderung wieder vorzunehmen“. Jetzt gilt es, den langsamen Weg der Besserung zu verfolgen, auf dessen Anfang schon gewiesen wurde. Der Anstoß zur Besserung kam aus dem königlichen Herzen Friedrich Wilhelms III. Wie er es für seine Pflicht hielt, die Kirche zu ihrem ursprünglichen Lehrbegriff zurückzuführen, so lag es ihm auch an, ihr die erbauliche Form ihrer Gottesdienste zurückzugeben. Durch gründlichstes Studium der alten evangelischen Kirchenordnungen hatte er sich zu einem besten Kenner der Geschichte der Liturgie ausgebildet. Treitschke¹³²⁾ wird beredt, wenn er davon redet: „Was sich von alten Agenden austreiben ließ, ward in den Zimmern des Königs zusammen-

¹³⁰⁾ Minden-Ravensberger Kirchengeschichte III, S. 19ff.

¹³¹⁾ Vgl. Abschrift des Rektors Sudbrack.

¹³²⁾ Deutsche Geschichte III, S. 396ff.

getragen; er las und prüfte alles, bis er endlich den massenhaften Stoff vollständiger beherrschte als irgendeiner seiner Theologen.“ Als der Kampf um die neue Agende entbrannt war, schrieb er selbst deren beste Verteidigungsschrift: „Luther in Beziehung auf die Preußische Kirchenagende“ mit dem Motto: „Gott ist nicht ein Gott der Unordnung, sondern ein Gott des Friedens“. „Schlicht und liebevoll, ein Christ zu Christen, sprach er hier zu der Gemeinde mit der natürlichen Beredsamkeit eines frommen Herzens und führte den Nachweis, daß die Agende nur den alten reinen evangelischen Gottesdienst in seiner ursprünglichen Gestalt herstelle.“

Dh, es gab in unserem Lande immer solche, die die Verwüstung auf liturgischem Gebiete schmerzlich bedauert hatten. In Weddicens „Westfälischem Magazin“¹³³⁾ findet sich schon die Klage: „Es wäre sehr zu wünschen, daß das Äußere unseres Gottesdienstes mit etwas mehr Feierlichkeit begleitet und besonders die Musik für denselben mehr vervollkommenet würde.“ Aber das waren einzelne Stimmen. Schon 1822 hatte das Konsistorium der Provinz Westfalen den Geistlichen die „Kirchenagende für die Hof- und Domkirche in Berlin“ zugesandt und aufgefordert, sie anzunehmen. Aber auch eine zweite Aufforderung (1824) hatte keinen Erfolg. Das Konsistorium in Münster hatte vielmehr zu berichten, „der Wunsch nach einer festeren Ordnung ist zwar im Bezirk sehr lebendig. Aber die neue Agende weicht zu weit vom Herkommen ab, als daß sie angenommen werden könnte“¹³⁴⁾. Indes gingen die Verhandlungen weiter. Die Gesamtsynode der Grafschaft Mark stellte ihrerseits den Entwurf einer neuen Agende her, den aber der König völlig abwies (1829). Indes hier fand sich der Weg, der zur Annahme der Agende führen sollte. Es war der schon genannte Bischof Koß, der ihn wies. Er war vordem Pfarrer in Budberg bei Wesel gewesen und dann vom König nach Berlin berufen. Er wußte, wie sehr man im Westen an der Presbyterial-Synodalverfassung hing. Unter seinem Einfluß versprach der Minister die Beibehaltung dieser altüberlieferten Verfassung, wenn man die Agende annähme. So wurde der Widerstand gegen die Agende gebrochen. Die Gesamtsynode nahm sie auf der Tagung zu Dortmund 1830 an. Dieser Beschluß aber war auch für Minden-Ravensberg entscheidend. Am ersten Ostertage

¹³³⁾ 1786, II, S. 33.

¹³⁴⁾ Förster II, S. 125.

(19. April) 1835 ist die Agende in allen Kirchen Westfalens eingeführt worden, in denen es nicht schon geschehen war.

Die Annahme der Agende bedeutete nicht bloß den Abschluß einer längeren Entwicklung, sondern auch den Anfang einer neuen. War sie jetzt zu einer kirchlichen Norm geworden, so waren auch die, die sie nicht wollten, gezwungen, zu ihr Stellung zu nehmen und, um das zu können, in liturgische Studien einzugehen. Man fragte nach den alten Kirchenordnungen, man fand, daß die Agende ihnen entsprach; zögernd und zaghaft wagte man bald hier, bald dort etwas von den alten Schätzen, zu deren Gebrauch die vollere Form des Gottesdienstes in der Agende einlud, in den Gottesdienst aufzunehmen. Die liturgische Frage war in Fluß gekommen. Auch die Gemeinde fand, wie Romberg, Superintendent zu Petershagen, für Minden schon 1828 bezeugt¹³⁵⁾, Freude an der größeren Feierlichkeit des Gottesdienstes. Romberg bekannte in seinem Büchlein, daß er zunächst ein Gegner der Liturgie gewesen sei, um dann aber nach ihrer praktischen Erprobung ihr Freund zu werden. Wohl gab es noch später in den Gemeinden Gegner oder Verächter des Liturgischen. So wird gelegentlich geklagt, daß die Leute während der Liturgie des Hauptgottesdienstes auf dem Kirchhof stehenbleiben, wo Juden unter ihnen Handel treiben¹³⁶⁾. Auch die Provinzialsynode, in der Minden-Ravensberg seit 1835 Sitz und Stimme hatte, trat mannhaft in ihrer überwiegenden Mehrheit für die Pflege des Liturgischen ein. Sie beschloß 1838, es als ihren Wunsch auszusprechen, daß die liturgischen Responsorien nicht mehr vom Chor, sondern von der ganzen Gemeinde gesungen würden. Das führte sich bald überall ein. Dazu aber soll eine permanente liturgische Kommission im Auftrage der Provinzialsynode die Pflege des liturgischen Kultus übernehmen. Sie hat dann in der Folge eine wertvolle Reihe liturgischer Formulare herausgegeben, die, aus alten Kirchenordnungen geschöpft, zu neuem Gebrauch dargeboten werden.

Ein besonders tätiges Mitglied dieser Kommission war Lic. Möller, Pfarrer zu Lübbeke¹³⁷⁾. Er gab 1850 einen „Liturgischen Versuch zur Mehrung volkstümlicher Teilnahme an der Liturgie“ heraus¹³⁸⁾. Ferner erschien von ihm „ein Hilfsbuch für den liturgischen

¹³⁵⁾ Geschichte der Einführung der neuen Agende, S. 37.

¹³⁶⁾ Lübbecker Kreissynodalprotokoll 1855.

¹³⁷⁾ Vgl. Heppe, Evangel. K., S. 466 ff.

¹³⁸⁾ Bei Velhagen & Klasing.

Teil des Gottesdienstes“ in vier Abteilungen¹³⁹⁾. Noch Kleinert nennt es „ein treffliches Buch“¹⁴⁰⁾. „Die Vorerinnerung“ erzählt den Ursprung des Buches¹⁴¹⁾. Die Synode von 1850¹⁴²⁾ hatte beschlossen, „da der liturgische Teil des Gottesdienstes jetzt nach beinahe dreißig Jahren (!) seit Einführung der Agende keineswegs zu allgemeiner Geltung gekommen ist und viele Gemeinden, ja ganze Kreise dem liturgischen Gesange abgeneigt bleiben, so hat die liturgische Kommission die Ursache davon aufzudecken und die Wege anzugeben, auf welchen zu einer Belebung der Liturgie zu gelangen ist“.

Neben Möller war unter anderen Staatsanwalt Schreiber (Bielefeld) Mitglied der Kommission; aber Möller war ihr Referent, und er hat ihre Hauptarbeit geleistet. Die Gesichtspunkte, die ihn leiteten, legte er offen dar¹⁴³⁾. Er betont die Beibehaltung der leichteren liturgischen Stücke (Amen, Kyrie, Halleluja) — er nimmt also Rücksicht auf den vorhandenen Tiefstand des liturgischen Könnens — und daneben die Einführung des Chorgesangs in die Liturgie, die er „als ein Hilfs- und Reizmittel“ betrachtet, die Gemeinde zum Singen der streng liturgischen Teile zu bringen. Erwähnenswert scheint auch, daß Möller schon einen Versuch zur Erneuerung der Vespere (!) macht, die er aus Gebet, drei Lesungen (prophetischen, evangelischen, apokalyptischen) und eingelegten Strophen aufbaut. Er macht auf sie besonders aufmerksam¹⁴⁴⁾ als auf Pflagestätten des kirchlichen Gesangs und weiß sie auch in ihrem Einfluß auf das Volksleben zu würdigen. Kleinert¹⁴⁵⁾ faßt sein Urteil über alle diese Arbeiten in das Wort zusammen: „Die mit großer Sorgfalt bearbeiteten Sammlungen liturgischer Formulare, die die ständige liturgische Kommission der westfälischen Provinzialsynode 1862—1882 — erschienen in Lübbecke — sind weithin bedeutsam.“ Diese Anerkennung gebührt vor allem Möller und nach ihm anderen Ravensberger Geistlichen (Beckhaus).

Diese fortschreitende liturgische Arbeit mußte immer deutlicher zeigen,

¹³⁹⁾ Von 1851—1852. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

¹⁴⁰⁾ Preußischer Agendenentwurf, S. 6.

¹⁴¹⁾ Pag. IV sequ.

¹⁴²⁾ Anlage O. des Protokolls.

¹⁴³⁾ Pag. V sequ.

¹⁴⁴⁾ Abt. III, pag. XII.

¹⁴⁵⁾ Preußische Agende, Entwurf 1894, S. 22.

daß man über die ursprüngliche Agende hinauswuchs. Ein ähnlicher Zustand war auf dem Wege sich zu bilden, wie er vor dem Erlaß der Agende bestanden hatte. Die Willkür erhob wieder das Haupt, nur daß es nicht galt, das liturgische Erbe zu schmälern, sondern es zu bereichern. Immer ungeduldiger erhob sich der Ruf nach einer Revision der Agende. Doch konnte der Ruf erst Erfolg haben, seit (1879) auch in den östlichen Provinzen Preußens die Kirche in den Synoden Organe kirchlichen Handelns erhalten hatte. Die dritte Generalsynode erwählte endlich eine Kommission, die die Erneuerung der Agende in die Hand nehmen sollte. Zu ihr gehörte aus Westfalen auch Schmalenbach. Als Grundsatz bei der Arbeit wurde besonders betont, daß die bestehende Agende in ihren Grundzügen festgehalten, alles Bewährte aus ihr herübergenommen und die Revision auf Ergänzung und Besserung im einzelnen beschränkt, die Wünsche der Provinzialsynoden ernsthaft geprüft und von dem Heiligtum des Gemeindegottesdienstes, ohne Abschwächung des Bekenntnisses, die theologischen und kirchlichen Streitfragen des Tages tunlichst ferngehalten würden. Die eigentliche Arbeit fiel dem Oberkonsistorialrat D. Kleinert zu. Am 3. März 1892 konstituierte sich die Kommission. Der Entwurf der revidierten Agende erschien 1893. Er sieht wieder eine gleichmäßige Form für die ganze Landeskirche vor, aber auch einen provinziellen Anhang mit den für die einzelnen Provinzen gewünschten Beigaben.

Im September 1893 tagte die westfälische Provinzialsynode in Soest. Als Kommissar des evangelischen Oberkirchenrats war Generalsuperintendent D. Braun aus Berlin erschienen. Schmalenbach aber erstattete Bericht. Es gelang, in den Verhandlungen unter anderem den griechischen Wortlaut des Kyrie, das auch in unseren Gesangbüchern erhalten ist, zu retten, andererseits die im Entwurf für die Judenmission gegebene Kollekte (S. 87) um deswillen zu Falle zu bringen, weil darin ausgesprochen war, daß Gott „noch so große und herrliche Verheißungen dem Volke Israel“ gegeben habe.

Im Juni 1895 erschien die Agende als verpflichtende kirchliche Ordnung und fand in Mark wie in Ravensberg allgemeine Anerkennung¹⁴⁶⁾.

Seit die neue Agende 1895 erschien, ist die liturgische Entwicklung unaufhaltsam ihren Weg weitergegangen. Es wäre nicht richtig, wollte

¹⁴⁶⁾ Vgl. Vorträge von Rothert: Die neue Agende, ihr historisches Werden und ihr liturgischer Wert. 1894.

man ihr den Weg ein für allemal verbauen. Vor allem wird es gelten, die Liturgie noch mehr, als es bisher der Fall war, zu einem lebendigen Besitztum der Gemeinde zu machen, daß sie ihr als eine Betätigung des allgemeinen Priestertums lieb werde. Dürfen wir sagen, daß wir auf gutem Wege dazu sind? Wenigstens hat man sich neuerdings der Pflege der sogenannten Nebengottesdienste besonders zugewandt. Es sei hier nur kurz auf einige Literatur darüber hingewiesen: 1. Die Feier der Nebengottesdienste, herausgegeben von der lutherischen Konferenz in Minden=Ravensberg. Gütersloh 1916, bei Bertelsmann. 2. „Erhör' uns, lieber Herre Gott.“ Liturgische Beiträge und Ordnungen für die gottesdienstlichen Feiern im Kriegs- und Lutherjahr (1917), mit Geleitwort von Generalsuperintendent D. Zöllner. Bethel, Verlag der Anstalt Bethel. 3. Die Schmelzhütte, Blätter aus dem Diakonissenhaus Sarepta bei Bielefeld, Nr. 2, 1917. 4. Rothert, Der Notstand auf dem Gebiete der Nebengottesdienste. Vortrag auf der brüderlichen Konferenz zu Herford. 1917.

Ist aber in neuester Zeit die Frage der Kultusgestaltung mit besonderer Lebhaftigkeit erwacht (Hupfeld, Wie sollen wir unsere Gottesdienste gestalten? Gütersloh, Bertelsmann), so werden wir zweierlei ernst im Auge behalten müssen, auf das Luther schon gewiesen —: „daß unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang.“

Ist die Agende das Buch in der Hand des Geistlichen, so ist das Gesangbuch das Buch der Gemeinde.

Um das Jahr 1830 standen in Westfalen 27 verschiedene Gesangbücher im Gebrauche. Da gab es lutherische und reformierte Gesangbücher, altsängerische, die den alten, ehrenfesten Ton der guten kirchlichen Zeit bewahrt hatten, und moderne, aufklärerische, die die etwaigen alten Lieder modernisiert hatten oder sie einfach durch die Reimereien ihrer Zeit ersetzten, und es gab auch Bücher, die sich schmeichelten, den Mittelweg zwischen diesen Gegensätzen zu gehen und das Wort von dem Hinken auf beiden Seiten nicht fürchteten. Auch Minden=Ravensberg trug zu all dem Wirrsal sein Teil bei. In der Stadt Herford sang man noch im Jahre 1840 aus drei verschiedenen Gesangbüchern: in den lutherischen Pfarrkirchen gebrauchte man einen Auszug aus dem alten Herforder Gesangbuch oder das alte Gesangbuch von 1749, letzte Auflage von 1862, in der reformierten Kirche das Gesangbuch der Bremer Reformierten, das diese schon 1812 abgeschafft

hatten; in der Zuchthauskirche sang man aus dem bekannten Berliner Gesangbuch. In der Synode Herford gab es fünf verschiedene Gesangbücher um 1840; doch werden noch 1854 in Herford, Synode und Stadt, sieben Bücher gezählt. Ähnliche Zahlen wurden aus den übrigen Synoden berichtet¹⁴⁷⁾.

Eine große Rolle, nicht bloß in der Synode Minden, spielte das Mindische Gesangbuch von 1806 (und 1816). Es wollte zwar nur eine verbesserte Neuauflage des alten Buches von 1777 sein, das sich aber auch schon dem Zeitgeschmack angepaßt hatte. Es ist indes nur verschlimmbessert. Hatte jenes ältere Buch neben den verbesserten Texten der alten Lieder noch die alten Formen — z. B. neben: „Ein starker Schutz ist unser Gott“ noch „Ein' feste Burg“, im ganzen 23 solche Doppelnummern —, so läßt das Buch von 1806 diese alten Texte fort. Dagegen fügt es 367 neue moderne hinzu: „leichte und lose Ware“, wie Superintendent Winzer urteilt. „Es ist von dem Geiste der atomistischen Richtung der sogenannten aufklärerischen Periode, welche sich der Poesie überhaupt und der religiösen Poesie insbesondere ihrem tiefsten Charakter nach notwendig entfremdet, so tingiert, ja durchdrungen, daß es beseitigt werden muß.“ Noch deutlicher äußert sich nach seiner Art Möller (Lübbecke) über dieses Buch: „Ich muß es für eine gänzlich verunglückte Arbeit erklären. Es hat von dem alten Liederschatz so wenig wie möglich beibehalten, von modernen Dichtern um so mehr aufgenommen. Die etwa noch gehaltenen Lieder sind verstümmelt und durch Joh. Balhorn (!) verbessert. Das ewige Moralisieren langweilt, Verstöße gegen die christliche Heilswahrheit entrüsten. Kurz, es ist allgemein anerkannt, daß es eine mißlungene Arbeit sei.“ Diesem Urteil stimmt die Synode Blotho zu und stellt den Antrag, daß der Neudruck des Buches verboten werde.

Dennoch ist das Buch in den Synoden des Fürstentums Minden später noch stark verbreitet, unter anderem in zehn Gemeinden der Synode Lübbecke. Es hängt das wohl damit zusammen, daß Verfasser des Buches neben Rischmüller und Kottmeier besonders der Konsistorialrat Bröckelmann (Petershagen) war, der bis zur Neuordnung Superintendent des Fürstentums war. Doch ist das Buch seit 1856 völlig beseitigt¹⁴⁸⁾.

¹⁴⁷⁾ Vgl. Registratur des Konsistoriums zu Münster, Abt. I, Nr. 764.

¹⁴⁸⁾ Synodalprotokoll 1855, S. 12.

In den drei altravensbergischen Gemeinden der Synode Lübbecke, Oldendorf, Holzhausen, Börninghausen gebräuchte man noch das Ravensbergische Evangelische Gesangbuch, das, aus alter Zeit herührend, die alte Liedertradition bewahrte. „Die Gemeinden hingen daran mit großer Liebe“, wie Superintendent Möller berichtet. Die letzte Auflage ist aus dem Jahre 1858.

Es gab doch auch ein Neues Ravensbergisches Gesangbuch, das dem neuen Mindner gleichwertig war: es ist das Berliner Buch bösen Angedenkens, hat aber einen Anhang von 100 alten Liedern. Unter heftigem Widerspruch der ländlichen Bevölkerung war es eingeführt, deren Führer in Gefängnishaft auf dem Sparrenberge Buße zu tun hatten. Erst im Jahre 1849 nahm das Buch „Ein feste Burg“ auf, das bis dahin also fehlte. Das mag zur Kennzeichnung genügen. Dennoch wird es 1863 noch gebraucht in Bielefeld-Stadt, Brackwede, Dornberg, Versmold, neben ihm doch auch das „Christliche Gesangbuch“. Aber schon 1856 hatte die Provinzialsynode „die möglichst baldige Außergebrauchsetzung des Buches“ beschlossen¹⁴⁹⁾, „das in anderen Gemeinden der Diözesen Bielefeld und Halle noch in Gebrauch und ein trauriger Beweis sei, wie ganz der vulgäre Rationalismus sich am evangelischen Liederschätze vergriffen habe“.

Schon aber regte es sich überall. In der Grafschaft Mark, wo die Gesangbuchsnot auch stark empfunden wurde, rührte man sich schon 1828. Man sandte märkische Abgeordnete zu gemeinsamen Sitzungen mit der rheinischen Gesangbuchskommission nach Köln. Es waren die vier Pfarrer Florschütz, Hülsemann, Kauschenbusch und von Oven. Sie fuhren mit Extrapost zu drei Pferden von Iserlohn nach Köln fast 12 Meilen. (Wir sind auch über die Fuhrkosten unterrichtet, die 50 Taler betragen, wozu 72 Taler Diäten kamen.) Im Jahre 1835 erschien dann das sogenannte Bergisch-Märkische Gesangbuch, das auch in Minden-Ravensberg Anklang fand. Man wünschte es in der Synode Herford, wohin das Konsistorium es empfahl. In den Jahren 1836—1839 verhandelte auch die Synode Lübbecke über seine Einführung; doch wünschte man (Möller, Lübbecke) noch einen Anhang dazu, der besonders Missionslieder enthalte. In Hüllhorst war es noch 1863, ebenso in Martini zu Minden. In Altstadt-Bielefeld protestierten 625 Gemeindeglieder dagegen.

¹⁴⁹⁾ Protokoll S. 63 und 113.

Auch in Minden-Ravensberg ging man mit Ernst an die Gesangsbucharbeit. Eine „Auswahl geistlicher Lieder oder alte und neue Stimmen aus Zion, gesammelt und herausgegeben 1836“, erschien in zweiter Auflage 1843 bei Bertelsmann in Gütersloh. Zukunftsreicher war die Sammlung, die Weihe in Löhne¹⁵⁰⁾ angefertigt hatte, und die von einer Gesangbuchkommission von acht Mitgliedern unter dem Vorsitz von Huhold (Hausberge) zur Grundlage eines neuen Gesangbuches genommen wurde. Maßgebend für die Arbeit war das Bunsensche Gesangbuch und der „Unverfälschte Liederschatz“ (Berlin). So entstand das „Christliche Gesangbuch“¹⁵¹⁾, das noch heute in Segen steht. Freilich der Einführung des Buches stellten sich manche Schwierigkeiten in den Weg. Der Magistrat von Bielefeld beanspruchte das Verlagsrecht für das Bielefelder Waisenhaus auf Grund eines alten Privilegs und mußte erst von der Regierung in Minden abgewiesen werden. Auch einzelne Gemeinden wiesen das Buch ab. In Schnathorst entstanden „langdauernde Kämpfe. Hier sangen die Unzufriedenen mit lauter Stimme aus dem Mindner Buche gegen die Gemeinde an, so daß am nächsten Sonntag gar nicht gesungen, sondern nur die Orgel gespielt wurde, der Pastor aber danach Eingangs- und Hauptlied vorlas. Die Lübbecker Kreisynode¹⁵²⁾ fand Worte ernstester Mißbilligung. Aber die Unzufriedenen hielten nunmehr Privatgottesdienste, bei denen sie aus dem Mindner Buche sangen¹⁵³⁾. Andererseits wurden Singstunden sonntäglich abgehalten, in denen die Melodien der Lieder des Christlichen Gesangbuchs eingeübt wurden¹⁵⁴⁾. In Enger drohten Unzufriedene mit dem Austritt aus der Kirche. In Bielefeld-Alstadt wie zu St. Martini in Minden findet man Sprach- und andere Härten darin. Am heftigsten entbrannte der Streit in Hüllhorst. Aber gerade von hier bittet eine Eingabe aus der Gemeinde um Abschaffung des Neuen Mindner Buches (von 1816). Die Petenten haben auf ihre Kosten 150 Exemplare des „Christlichen Gesangbuchs“ an Arme verschenkt, 100 Exemplare sind außerdem in der Gemeinde schon vorhanden. Aber das Presbyterium widersteht, wohl

¹⁵⁰⁾ Lübbecker Synodalprotokoll 1848, S. 14.

¹⁵¹⁾ Bielefeld, Velhagen & Klasing, genehmigt v. Prov.-Syn. 1850, Beschluß 223.

¹⁵²⁾ 1852, S. 10f.

¹⁵³⁾ Lübbecker Kreisynode 1853, S. 14.

¹⁵⁴⁾ Vgl. auch Lübbecker Synodalprotokoll 1854, S. 11.

unter Führung des Pfarrers, aufs äußerste und droht, „bei der vorgelegten Behörde auch gegen das Konsistorium Recht zu suchen“, äußerstenfalls „am Throne Sr. Majestät des Königs“. Es würde bereit sein, das Bergisch-Märkische Buch anzunehmen, aber das „Christliche“ „biete zu starke Speise und widerspreche dem christlichen Bewußtsein“.

Unter den Helfern, die dem neuen Buche den Weg bahnten, hat wohl keiner so kräftig eingewirkt wie das „Evangelische Monatsblatt“, das gleich in seinem ersten Jahrgange (1845) in kräftigen und eingehenden Artikeln über „Liedersegen“ in die Herrlichkeit der alten Lieder hineinführte. Allmählich eroberte sich das „Christliche Gesangbuch“ unser ganzes Land. Es ist uns unbekannt, ob sich neben ihm noch ein anderes hat behaupten können. Wohl wirkt in der Gestaltung der Lieder noch hin und wieder die alte hannoverische Tradition nach — Generalsuperintendent Gesenius in Hannover war einer der ersten Liederverbesserer (!) —, die einst die ravensbergischen Gesangbücher beherrschte. Aber das deutsche Einheitsgesangbuch, das vor den Thoren steht, wird uns von dieser Tradition befreien. Unausprechlicher Dank wird dieses „Christlichen Gesangbuchs“ noch in späteren Geschlechtern gedenken.

VI. Die weitere Entwicklung. Die Union.

In Westfalen hatten die beiden evangelischen Konfessionen im 18. Jahrhundert in Frieden miteinander gelebt, wenn man auch wohl gelegentlich es zu spüren bekam, daß die Landesherrschaft die höhere Gunst den Reformierten zuwandte. Die meisten Territorien — die früher selbständigen Teile der heutigen Provinz — waren konfessionell einheitlich, sei es lutherisch oder reformiert. So war es auch in Minden-Ravensberg, wo nur vier kleine reformierte Gemeinden — einst vom Großen Kurfürsten gestiftet und reich ausgestattet — gegenüber dem durchaus lutherischen Charakter des Landes wenig hervortraten. Nur in der Mark lagen die Dinge ein wenig anders, obwohl auch hier der lutherische Bestand weit stärker als der reformierte war.

Nun war die Aufklärung durch das Land gegangen und hatte — wie oben gesagt — beide Konfessionen einander genähert. Der lutherische Gottesdienst war zu einem bloßen Predigtgottesdienst geworden, der sich von dem reformierten kaum noch unterschied. Auch der Inhalt der Predigt ist gegen frühere Zeiten in beiden Kirchen ein anderer geworden. Das Geheimnis des Glaubens tritt völlig zurück vor der Moral: die Tugend führt zur Glückseligkeit! Darin war in beiden Kirchen weithin Übereinstimmung. Es hatte keinen Sinn mehr, die Trennung der beiden Kirchen aufrecht zu erhalten.

Je mehr aber beiden Kirchen das Bewußtsein, einen anvertrauten Wahrheitschatz hüten zu müssen, abhanden gekommen war, desto mehr schwand auch das Bewußtsein, daß die Kirche etwas grundsätzlich anderes sei als der Staat. Man sah sie als eine staatliche Veranstaltung zur Pflege der Sittlichkeit an, die mit Fug und Recht der staatlichen Ordnung sich einzufügen habe und ein eigenes Recht nicht besitze. Der mannhafte Ernst, mit dem die Väter einst ihr kirchliches Wesen aufrichteten, war dahin. Danach war der Weg völlig gebahnt zur Aufrichtung eines neuen kirchlichen Wesens, wenn es der Staatsleitung gefiel.

Aber auch unter den zum Glauben neu Erweckten hatte man zunächst kein Verständnis für die bisherigen konfessionellen Schranken. Konversionen hinüber und herüber waren zahlreich, weil man die bisherige konfessionelle Geschiedenheit für überwunden hielt. Man fragte danach kaum noch, auch bei der Besetzung kirchlicher Behörden, die rein staatlich waren. Das westfälische Konsistorium in Münster hatte

evangelische und katholische Mitglieder bis 1825. Die Unionserlasse der ersten Zeit sind auch von katholischen Konsistorialräten unterzeichnet (Ristemaker und Scheffer-Boichorst). Mit welchen Augen man die eigene Kirche ansah, sagt uns ein Wort des mit Recht hochverehrten Pfarrers Möller (Elsen). Ihm ist die lutherische Kirche eine „Sekte“ wie die anderen auch¹⁵⁵): „Wer wird sich einbilden, daß eine Kirchenpartei, die jetzt sich katholisch, lutherisch, reformiert oder sonst wie nennt, bis zum Ende der Tage nötig sei. Lösten sich die Bande, die bis jetzt diese Gesellschaften zusammenhielten, der aufgeklärte, echte Christ würde ruhiger Zuschauer und genauer Beobachter des Ganges der Vorsehung bei dieser Auflösung sein. Er würde dankbar das Gute, das er etwa in der Gemeinschaft der untergehenden Sekte genossen hat, erkennen; er würde sicher und nicht vergebens erwarten, daß die besseren Menschen des untergehenden Bekenntnisses sich zu einer neuen Verbindung zusammentun und — unter was für Namen und Form, gleichviel — die Grundsätze des Evangeliums gereinigt als vorhin bekennen würde.“ Das ist doch eine Neutralität, eine Objektivität gegenüber der eigenen Kirche, zum Erschrecken kühl bis ans Herz hinan!

Ähnlich diesem Märker dachte offenbar der Ravensberger Pfarrer Schwager in Söllnbeck. Er berichtet in seiner „Rheinreise“ (S. 324f.) über das brüderliche Verhältnis zweier konfessionell geschiedener Pfarrer in einer märkischen Stadt, an dem er seine Freude hat. „Sie kommen gewöhnlich über die nächste Predigt überein, nehmen denselben Text, studieren ihn gemeinschaftlich, ziehen einerlei Wahrheiten heraus, gebrauchen meist dieselben Worte, dieselbe Exegese, und wenn Reformierte und Lutheraner sich die gehörten Predigten erzählen, so stuzen sie über die Übereinstimmung ihrer Lehrer. In wenigen Jahren werden beide Gemeinden reif zur Vereinigung sein; und wenn es allen Predigern wie diesen Männern ein Ernst wäre, wie leicht wäre dann das Spinngewebe, das man Unterschied nennt, durchbrochen!“ Schwager fügt allerdings hinzu: „Doch soll und muß es schlechterdings durchbrochen sein? Im Grunde wäre es doch nur ein unbedeutender Name; völlige Übereinstimmung der Vorstellungsart steht ja nicht zu verlangen; denn wir bleiben Menschen. Eine Vereinigung des christlichen Sinnes ist das einzig Wünschenswerte.“

¹⁵⁵) Pfarrer von Elsen, S. 31, im Jahre 1798.

Gewiß hatte jene erste Zeit ihr Schönes, wie ein Frühlingsmorgen, aber das allgemein christliche Bewußtsein mußte sich entwickeln, mußte zum kirchlichen Bewußtsein werden¹⁵⁶⁾. Zur Frömmigkeit mußte die Erkenntnis der religiösen Wahrheit und die kirchliche Gestaltung ihrer Triebe treten¹⁵⁷⁾. Und wandte man sich wieder den alten Erbauungsbüchern zu, so hatte man es darin nur mit der alten Lehre zu tun. Darum hielt man fest an den alten Gesangbüchern und forderte auch von der Kanzel den alten Glauben. Das war der Unterschied des neu erstehenden Pietismus gegenüber dem alten historischen. Jener alte hatte im Gegensatz zu Spener, der sich allzeit als treuen Lutheraner bekannte, doch zur Erweichung des konfessionellen Bewußtseins geführt. Der neue entwickelt sich im Gegensatz nicht sowohl gegen die Kirche an sich, als gegen das rationalistische Verderben der Lehre in der Kirche. Jener suchte die *ecclesiola* in der *ecclesia*; dieser kann die *ecclesia* zunächst nur in der Form der *ecclesiola* finden und haben, freut sich aber, wenn sich ihm diese wieder zur *ecclesia* erweitert, wenn er mit seinen Konventikeln in die der reinen Predigt des Wortes Gottes zurückeroberte Kirche wieder einziehen kann. Das allgemein christliche Bewußtsein erwuchs zu voller Bestimmtheit, zur Forderung der Kirche. Ein Perthes in Hamburg¹⁵⁸⁾ unterschied zwischen biblischem Christentum und Biblizismus. Es sei nicht richtig, zu sagen: „das Wort allein“, damit würde man alle geschichtliche Entwicklung leugnen. Das aber sei protestantisch, zu sagen: „die Bibel über der Tradition“, sie zurecht zu führen, wenn sie abirre. So wurde der Pietismus orthodox und verlangte nach der Kirche mit klarem Bekenntnis. Darüber ist schon oben geredet.

Nun kommt die „Union“. Sie findet eine zwiespältige Aufnahme. Wohl jubelt ihr alles zu, was auf dem Boden der Aufklärung steht. Sie findet auch Anklang in erweckten Kreisen; aber hier findet sie auch Widerstand.

Man kann die Union getrost neben der Erweckung die kirchliche Tat des 19. Jahrhunderts nennen, die ihm mit ihrem Für und Wider das Gepräge gibt. Nichts anderes, was das Jahrhundert auf kirchlichem Gebiete hervorgebracht hat, ist von solch durchschlagender Be-

¹⁵⁶⁾ Hopf, Wilmar's Leben I, S. 274f. 1913.

¹⁵⁷⁾ Seeberg, Kirche Deutschlands, S. 61.

¹⁵⁸⁾ Leben von Perthes III, S. 520.

deutung wenigstens für die erste Hälfte wie sie, die die Gestalt der Kirche von Grund aus änderte. Sie fiel, nachdem drei Jahrhunderte sich vergeblich um sie bemüht, in den Augen ihrer Freunde als reife Frucht eben diesem Jahrhundert ohne besondere Anstrengung in den Schoß. Denn was wollte der Widerstand einiger Stillen im Lande, die sich fürchteten, als ungetreue Haushalter des anvertrauten Vätererbes erfunden zu werden, bedeuten gegenüber der laut tönenden Zustimmung der öffentlichen Meinung, aber auch gegenüber den Zwangsmitteln, womit der Staat allen Widerspruch niederzuschlagen bereit war! Man mochte klagen: alle Kirchen haben damit begonnen, Märtyrer zu werden, und die unierte Kirche begann damit, Märtyrer zu machen¹⁵⁹⁾. Die Klage verscholl unter der jubelnden Huldigung aller, auf deren Urteil es ankam!

Die Union ist eine geschichtliche Tatsache. Sie hat daher ein Recht auf eine objektive Darstellung, die dem urkundlichen Material gerecht wird und in Kritik wie Anerkennung Maß hält. Vielleicht mutet die hier gegebene Darstellung fremd an: sie will keinem Urteil vorgreifen, aber sie möchte zu einer Prüfung tatsächlich gewordener Verhältnisse auffordern, die doch nicht so selbstverständlich sind, wie man sie gewöhnlich nimmt.

Wenn es sich nun um die Frage handelt, was die Preussische Union eigentlich sei und wolle, dann sind zu ihrer Beurteilung allerdings nicht allgemeingültige Synodalbeschlüsse oder Beschlüsse sonstiger kirchlicher Organe vorhanden, die Auskunft geben könnten. Davon ist erst sehr spät die Rede. Es liegen lediglich drei königliche Kabinettsordres vor.

Die erste Kabinettsordre ist datiert vom 17. Oktober 1817. Darin sagt der König, schon immer hätten seine Vorfahren „mit frommem Ernste es sich angelegen sein lassen, die beiden getrennten protestantischen Kirchen zu einer evangelisch-christlichen in ihrem Lande zu vereinigen“. Dieses „Gott wohlgefällige Werk habe in dem früheren unglücklichen Sektengeiste unüberwindliche Schwierigkeiten gefunden“, sei jetzt aber möglich „unter dem Einflusse eines besseren Geistes, der das Außerwesentliche beseitigt und die Hauptsache im Christentum, worin beide Konfessionen eins sind, festhält“. „Eine solche wahrhaft religiöse Vereinigung der beiden nur noch durch äußere Unterschiede

¹⁵⁹⁾ Rahnis, Sendschreiben an Nitsch.

getrennten protestantischen Kirchen ist den großen Zwecken des Christentums gemäß.“ „So soll nicht eine Kirche zur anderen übergehen, sondern beide eine neubelebte evangelisch-christliche Kirche bilden.“ Die Absicht des Königs ist klar: es gilt eine neue Kirche zu bilden, in der der Konsensus (Übereinstimmung) der beiden bisherigen Kirchen Norm und Bekenntnis sei. — Aber ist z. B. die Abendmahlslehre etwas „Außerwesentliches“¹⁶⁰⁾?

Infolge des Widerstandes gegen diese Union und die damit in Zusammenhang gebrachte Agende erschien — am 28. Februar 1834 — eine neue Allerhöchste Kabinettsordre, in der die Union sehr anders bestimmt wird¹⁶¹⁾: „Die Union bezweckt und bedeutet kein Aufgeben des bisherigen Glaubensbekenntnisses, auch ist die Autorität, die die Bekenntnisschriften der beiden evangelischen Konfessionen bisher gehabt, durch sie nicht aufgehoben worden. Durch den Beitritt zu ihr wird nur der Geist der Mäßigung und Milde ausgedrückt, welcher die Verschiedenheit einzelner Lehrpunkte der anderen Konfession nicht mehr als den Grund gelten läßt, ihr die äußerliche kirchliche Gemeinschaft zu versagen.“ Hiernach wurde für die beiden Kirchen nichts als „äußerliche Gemeinschaft“, das heißt doch wohl die Gemeinschaft des Kirchenregiments und gegenseitige gastweise Zulassung zu den Altären der anderen Konfession gefordert. Danach gibt es keine unierte Kirche, vielmehr bestehen die beiden bisherigen Kirchen fort, nur daß sie äußerlich in ein bestimmtes freundschaftliches Verhältnis zueinander gesetzt sind, zum Ausdruck der unleugbaren Verwandtschaft zwischen ihnen¹⁶²⁾. „Es wäre derselbe Friede wohl auch ohne die Union gekommen“; urteilt Seeberg¹⁶³⁾, „vielleicht sogar sicherer und schneller.“

Die Union hat damit zwei verschiedene, sich widersprechende authentische Zweckbestimmungen gefunden. Es entspannen sich demgemäß Auseinandersetzungen, welche Zweckbestimmung richtig sei. Endlich griff 1852 (6. März) noch einmal ein Allerhöchster Erlaß ein¹⁶⁴⁾: „Es steht unzweifelhaft fest, daß die Union nicht den Übergang einer Konfession zu der anderen und noch viel weniger die Bildung eines

¹⁶⁰⁾ Diese Ordre war vom Hofprediger Eylert verfaßt und trug seinen Stempel. Lüttgert, Kirchenrecht, S. 125, Anm. 1.

¹⁶¹⁾ Vgl. Kirchenordnung von Müller, S. 13f.

¹⁶²⁾ Seeberg, Die Kirche Deutschlands, S. 77.

¹⁶³⁾ a. a. O.

¹⁶⁴⁾ Kirchenordnung, Müller, S. 14f.

neuen dritten Bekenntnisses herbeiführen sollte, wohl aber aus dem Verlangen hervorgegangen ist, die traurigen Schranken, welche damals die Vereinigung von Mitgliedern beider Konfessionen am Tische des Herrn gegenseitig verboten, für alle die aufzuheben, welche sich im lebendigen Gefühl ihrer Gemeinschaft in Christo nach dieser Gemeinschaft sehnten, und beide Bekenntnisse zu einer evangelischen Landeskirche zu vereinigen.“ Zugleich bestimmte der König, daß der neugegründete Oberkirchenrat über den Schutz beider Konfessionen zu wachen habe¹⁶⁵). Damit tritt Friedrich Wilhelm IV. der Kabinetts-

ordre von 1817 entgegen und der von 1834 bei. Welch eine Fülle von Mannigfaltigkeit — man könnte auch sagen von Widersprüchen — ist danach in der einen Preußischen Landeskirche vertreten. Es ist zu verstehen, wenn gegen diese Kirche seitens der konfessionellen Unionsgegner der Vorwurf erhoben wird¹⁶⁶): „Die Union ist ein Sichhinausstellen über das Bekenntnis“ und „eine Kirchengemeinschaft mit zwiespältigem Bekenntnis steht entgegen dem protestantischen Grundsatz, daß die Einheit der Kirche auf der Einheit der Lehre beruhe“¹⁶⁷). Es ist aber auch zu verstehen, daß seitens der Freisinnigen erklärt wurde, in der Union sei die Bahn frei für alle Richtungen und Auffassungen, die sich noch irgendwie als protestantisch nachweisen ließen. Die Vorsichtigeren blieben stehen bei dem Unterschied von Wesentlichem und Unwesentlichem, Fundamentalem und Nichtfundamentalem. Die Abendmahlslehre erklärte man weithin für unwesentlich. Heute, wo die Wogen sich einigermaßen angesichts der Gefahren und Aufgaben unserer Zeit gelegt haben, ist man geneigt, die Union als eine Art von Zweckverband anzusehen, der das Bestehen der Konfessionen nicht gefährdet, gemäß einem „Schiedlich-friedlich“¹⁶⁸).

Doch das alles soll nur ein gewisses Verständnis der Unionsstreitigkeiten herbeiführen, die sich auch in unserem Lande abspielten, wenn auch in viel geringerem Maße als in anderen Gegenden.

Es war nicht bloß die theologische Einstellung, die der Union Freunde gewann: auch Gründe ganz anderer Art sprachen für sie. Man

¹⁶⁵) Itio in partes. Vgl. Lüttgert, Kirchenrecht, S. 131.

¹⁶⁶) Rahnis, Der innere Gang des Protestantismus, S. 194 u. 199.

¹⁶⁷) Vgl. über diese Mannigfaltigkeit Lüttgert a. a. O. S. 635f.

¹⁶⁸) Nathusius, „Reformation“ 1913, Nr. 12, und Luth. Kirchenzeitung 1913, S. 357.

hatte weithin die Empfindung, daß das Kirchenwesen stark im Niedergange sei, daß es mit dem Christentum bald aus sein werde. Alles bekundete Verfall, Armseligkeit. Die Kirchen verfielen wie die Pfarrhäuser, und es waren nirgends Mittel zur Wiederherstellung. Die Pfarrgehälter waren sehr niedrig. In Ravensberg war das nicht anders als in der Mark, über die wir genauer unterrichtet sind. Daher reichte 1803 der ravensbergische Superintendent Delius im Namen sämtlicher Prediger ein Gesuch ein, das deren traurige Lage schildert und um Hilfe bittet. Man wünscht die Fortdauer „der bisherigen Exemtionen“ wie die Akzisierungsfreiheit, die Erhöhung der Stolgebühren, Verbesserung der Gehälter aus den Einkünften des eingezogenen reichen Klosters Mariensfeld im Münsterlande. Erst im Oktober 1805 kommt die Antwort, die nähere Feststellungen verlangt. Damit ist die Sache erledigt, denn in dem Zusammenbruch von 1806 verklingen alle Klagen¹⁶⁹⁾. Man half sich in der allgemeinen Armseligkeit so gut man konnte. Es ist wieder der Söllnbecker Schwager, der auf ein beliebtes Auskunftsmittel hinwies¹⁷⁰⁾: „Bier Hauptkirchen ist für das jezige Dortmund zu viel und neun Prediger doppelt zu viel, deren Gehalt für vier, höchstens fünf nicht zu viel wäre.“ Er will die Gemeinden zusammenlegen. Wozu die vielen kleinen, lebensunfähigen Gemeinden auch in unseren Städten? Man vereinige sie! Vereinigung — das ist der Weisheit Schluß. Dann mögen die nicht mehr nötigen Kirchen verfallen. War es doch drauf und dran, auch die herrliche Stiftbergkirche verfallen zu lassen¹⁷¹⁾. Die Pfarrhäuser können verkauft werden; die noch vorhandenen Geistlichen können auskömmlich besoldet werden. Und wem schadet es, wenn an die Stelle zweier Gemeinden, die, bisher konfessionell getrennt, beide nicht leben können, nun eine tritt, die lebenskräftig ist? Aber dazu ist die Union nötig. O, die Union ist ein leuchtendes Beispiel der königlichen Fürsorge für die Kirche! Sie ging als ein Hoffnungstern manchem armen Pfarrherrn in seinem Elend auf. Also Abbruch der überlieferten lutherischen und reformierten Kirche und Vereinigung der Trümmer zu einer „evangelisch-christlichen Kirche“ — das war die Weisheit der Tage.

Die Union brachte ihren Freunden zu gedeihlicherem Fortkommen äußere Ehren. Schleiermacher spottete über Ordensverleihungen, die

¹⁶⁹⁾ Weddigen, Westf. Nat.-Kalender 1806, S. 217 ff.

¹⁷⁰⁾ Rheinreise, S. 61 f.

¹⁷¹⁾ Herford. Sander, Stiftberg, S. 59 f.

non propter acta sed propter agenda, nicht wegen guter Taten, sondern wegen der mit der Union zusammenhängenden Agende geschähen. An die Gemeinden aber, die sie annahmen, wurden wertvolle Denkmünzen gegeben, goldene an solche, die durch Kombinierung zweier bisher konfessionell geschiedener entstanden waren, silberne an die in der Diaspora neu entstehenden, die sich von vornherein als uniert erklärten. Zu diesen letzteren gehörten Paderborn, Münster, Arnsberg. In Minden-Ravensberg ward freilich keine Gemeinde für würdig befunden. Hier weiß man heute noch von Unionsreversen, die vom Konsistorium solchen Geistlichen zur Unterschrift vorgelegt wurden, die für schwierig galten, wenn es sich um Versetzung auf bessere Pfarrstellen handelte. Es gab dann gelegentlich bittere innere Kämpfe, die an die Zeiten der Gegenreformation erinnerten.

Welche tatsächliche Stellung nahm man in Minden-Ravensberg zur Union ein? Nach dem Bielefelder Synodalprotokoll (von 1835, S. 49) sind alle Gemeinden dieser Synode der Union beigetreten, mit Ausnahme der reformierten in Bielefeld. Dasselbe wird berichtet aus den Synoden Herford, Lübbecke, Minden, nur habe sich in der Synode Lübbecke Oldendorf den Namen lutherisch vorbehalten, und in der Synode Minden weigere Volmerdingen den Beitritt. Ganz richtig scheint diese Nachricht nicht zu sein. Denn nach Heppe¹⁷²⁾ ist in der Synode Minden auch die Gemeinde Ovestedt nicht beigetreten. Überhaupt gibt es allerlei Unklarheiten über Beitritt oder Nichtbeitritt.

Über Oldendorf haben wir einige nähere Nachrichten¹⁷³⁾. An der Abendmahlsfeier — die Teilnahme daran sollte die Annahme der Union bedeuten — am 25. Juni 1830 nahmen nur 21 Personen teil, nämlich die beiden Pastoren, die Schuldiener, der Forstmeister von Berner, der Polizeibeamte Fincke und ein Kolon aus Getmold, der fortan als verdächtig galt („dat is dei“). Der Pastor Weg konstatiert auf Grund dieser Zahlen in einem Schreiben an das Konsistorium, daß die Gemeinde der Union nicht beigetreten sei und also die Braunschweigisch-Lüneburgische Kirchenordnung immer noch zu Recht bestehe, die 1658 durch den ravensbergischen Superintendenten Mag. Hildebrand Frohne eingeführt sei¹⁷⁴⁾.

¹⁷²⁾ Nach Heppe, Evangelische Kirche in Westfalen, S. 437.

¹⁷³⁾ Oldendorfer Pfarrarchiv, Aktenstück Union, S. 55 u. 63.

¹⁷⁴⁾ Vgl. Konsistorialarchiv Münster, Abt. II, Fach 762.

Die Protokolle der Kreis- wie der Provinzialsynoden legen noch lange Zeugnis davon ab, daß man sich in Minden-Ravensberg in die durch die Union herbeigeführten Verhältnisse nicht recht schicken kann. So stellt die Synode Lübbecke auf der Provinzialsynode zu Schwelm 1856 den Antrag, „es möge ein Weg festgestellt werden, wie unierte Gemeinden von der angenommenen Union zurücktreten könnten“. Aber die Provinzialsynode¹⁷⁵⁾ lehnte den Antrag ab.

In Bielefeld gab es zwei lutherische Gemeinden — die Altstädter und die Neustädter — und neben ihnen die reformierte Gemeinde. Der Superintendent Scherr sagte in seiner Einladung zur Synode auf den 11. November 1817¹⁷⁶⁾, es werde zur Beratung kommen, „wie am zweckmäßigsten Einleitung zu treffen sein möchte, die lutherischen und die reformierte Gemeinde zu einer evangelischen Gemeinde zu vereinigen“. Auf dieser ravensbergischen Synode, die also damals unser ganzes Land umfaßte, erklärten sich alle Pfarrer, die gegenwärtig waren, für die Union und feierten in der Neustädter Kirche gemeinschaftlich das heilige Abendmahl nach lutherischem und reformiertem Ritus. Weltliche Gemeindevertreter scheinen nicht anwesend gewesen zu sein. Weitere Folgen hatte die Synode zunächst nicht. Erst die 300 jährige Gedächtnisfeier der Augsburgischen Konfession gab fernerer Anstoß. Auf Veranlassung des Konsistoriums berieten (Mai 1830) die Presbyterien der beiden lutherischen Gemeinden gemeinsam, wie die Union in Bielefeld zu fördern sei. Zwar sei an dem Beitritt beider Gemeinden nicht zu zweifeln, aber es sei nötig, den minder unterrichteten Gemeindegliedern klarzumachen, daß „die ältere Lehrverschiedenheit, die ganz unwesentliche Punkte betreffe, sich in beiden Parteien längst ausgeglichen hätte und als nicht mehr vorhanden gelten könne“. Was besonders die Verschiedenheit in der Lehre vom Heiligen Abendmahl betreffe, so hänge „der Segen der Abendmahlsfeier weit mehr von der Gemütsbeschaffenheit der Teilnehmer als von ihrer Vorstellungsart und Buchstaben der Lehre ab“. Die Gemeinden stimmten danach der Union zu, und am 25. Juni, dem Jubeltage der Konfession, wurde diese Zustimmung in feierlichem Gottesdienste proklamiert. Die reformierte Gemeinde aber, die „im Geiste sich für wirklich uniert“ erklärte, trat der Union äußerlich nicht bei. Sie fürchtete

¹⁷⁵⁾ Protokoll, S. 51.

¹⁷⁶⁾ Vgl. Mund in Ravensberger Blättern 1918, Nr. 5/6, S. 20ff.

offenbar, den Boden unter den Füßen, die Möglichkeit selbständigen Bestandes durch die Union zu verlieren.

Die beiden lutherischen Gemeinden hatten also den besonderen Konfessionsnamen, aber nicht ihren besonderen Bekenntnisstand aufgegeben. Als dann aber infolge der Kabinettsordern von 1834 und später von 1852 sich die Möglichkeit dazu bot, auch die konfessionelle Strömung weithin wirkte, nahm man den Namen lutherisch wie die lutherische Spendeformel wieder auf. Umgekehrt war die Entwicklung in der reformierten Gemeinde. Sie nahm die unierte Spendeformel statt der altreformierten an und hat sich so, wenn auch stillschweigend, doch faktisch nachträglich der Union angeschlossen.

Überhaupt schwankte der Abendmahlsritus, der die Union äußerlich darstellen sollte, mehrfach hin und her. Hatte man reformierterseits bisher Brot ausgeteilt, so war es den Lutheranern zu schwer, ihre Hostien aufzugeben. Aber — so forderte man — der Gebrauch des Brotbrechens mußte auch bei Hostien bewahrt werden: man könne sie länglich herstellen, das Brechen zu erleichtern. Doch verlangte Superintendent Romberg in Minden, man müsse die runde Form der Hostie beibehalten. Und betonte man etwa, wie der märkische Präses Sänger, daß das Brechen des Brotes bei der Einsetzung des Heiligen Abendmahls nichts Zufälliges, sondern etwas „Symbolisches und darum Wesentliches“ sei, so antwortete Scherr, der Bielefelder Superintendent, „bedeutsam“ sei es nicht. Andererseits waren die Reformierten bereit, auf ihre Spendeformel zu verzichten: „Das Brot, das wir brechen, ist die Gemeinschaft des Leibes Christi“, und nach lutherischer Art die Einsetzungsworte Christi zu gebrauchen. Aber auch hier fand man sich nicht, denn diese Worte sollten durch ein hinzugesetztes „spricht der Herr“ ausdrücklich nur referierend und nicht als eigenes Bekenntnis gesprochen werden.

Die Verhandlungen hierüber machen einen überaus kläglichen Eindruck. Es handelt sich dabei immer nur um die äußere Form, die Schale; freilich durfte man ja nicht an den Kern der Sache rühren¹⁷⁷).

Zu einem wirklichen Bruch kam es infolge der Union wohl nur in einer Gemeinde, in Rößdinghausen, Synode Herford. Hier trat 1852 eine Schar von Lutheranern aus der Landeskirche. Schon länger hatte eine Gemeinschaft unter dem Versammlungsleiter Uehsmann be-

¹⁷⁷) Konfist.-Akten 1817—1822, Abt. II, Fach 763.

standen. Man warf ihm wie dem mit ihm zusammengehenden Blasheimer Langemann allerlei Unlauterkeiten vor, die nicht mehr festzustellen sind. Sie standen auch in Zusammenhang mit dem Pastor Frank im benachbarten Osnabrückischen. Auch der altlutherische Pastor Vermelskirch aus Erfurt besuchte und beeinflusste sie. Man beschloß den Austritt aus der Landeskirche und den Bau einer Kapelle in Schwenningdorf wie die Anstellung eines eigenen Geistlichen¹⁷⁸⁾. Die Gründung dieser Gemeinde fand nur sehr beschränkten Anklang. Vor allem stand der als Versammlungsleiter bekannte Meyer vom Balkenkompe wider sie. Aus dem nahen Börninghausen schlossen sich nur drei Familien an.

Die weitere Entwicklung wird bestimmt durch die Verbindung, in die unser Gebiet durch die Kirchenordnung mit dem übrigen Westfalen getreten war.

Die Unsicherheit über das, was die Union eigentlich sei und wolle, herrschte trotz allem weithin¹⁷⁹⁾. Wohl hatte die zweite Provinzialsynode auf jene Kabinettsordre von 1834 verwiesen, wonach die Union kein Aufgeben des bisherigen Bekenntnisses sei; aber damit war den konsensusunierten Gemeinden kein Genüge getan, die weder lutherisch noch reformiert waren, sondern offenbar eine neue Konfession darstellten und zumal in den katholischen Gebieten zahlreich neu entstanden. Auch war es unerklärlich, warum man, wenn die besonderen Bekenntnisse noch fortbestanden, die diesen Bekenntnisstand bezeichnenden Namen aufgeben und sich nicht mehr lutherisch oder reformiert nennen sollte. Ebenso unsicher aber war, welches die symbolischen Bücher der Bekenntniskirchen wie der neuen Unionskirche waren. Der Versuch, den die Kirchenordnung von 1835 in ihrem § 96 macht, ein Einheitsband für die drei Kirchen zu konstruieren, konnte noch nicht befriedigen. Sie sagt: „Das heilige Abendmahl ward nach der Einsetzung unseres Herrn Jesu Christi, wonach das Brot gebrochen und bei Austeilung des Brotes und Weines die Einsetzungsworte des Herrn gesprochen werden, ... gefeiert.“ Danach soll doch allerdings kein einheitliches Bekenntnis, aber eine einheitliche Zeremonie das Band sein, das die Landeskirche zusammenhält. Nachdem es nicht

¹⁷⁸⁾ Wangemann, Preuß. Kirchengesch. IV, S. 459. Das Lübbecker Kreisynodalprotokoll 1852, S. 3, wirft dem Uehlmann vor, längere Jahre in offenbarem Ehebruch gelebt zu haben.

¹⁷⁹⁾ Vgl. zu dem Folgenden Heppe, Ev. Kirche, S. 438 ff.

gelingen ist, eine evangelische Kirche in Preußen aufzurichten, ist dieser Paragraph ein Versuch, sich doch irgendwie über den Begriff des bloßen Zweckverbandes zu erheben. Allerdings ist dieser Versuch nicht gelungen. Im Gegenteil steht dieser Paragraph als ein Trümmerstück in der Kirchenordnung, das die Stelle bezeichnet, wo der Gedanke einer einheitlichen Bekenntnisgemeinschaft für die Landeskirche verfunken ist. In Wirklichkeit ist dieser Paragraph ganz bedeutungslos. Das Brot wird längst nicht mehr gebrochen, und als Spendeformel sind lutherischer- wie reformierterseits die altüberlieferten Formeln wieder aufgenommen.

Um so mehr empfand man schon 1850 bei Revision der Kirchenordnung das Bedürfnis, den Bekenntnisstand ausdrücklich festzustellen. Das war angesichts der Sachlage eine schwere Aufgabe, um so schwerer, als die beiden Provinzialsynoden des Westens konfessionell verschieden eingestellt waren. Die Verhandlungen waren lang und schwierig, sowohl auf den beiden Provinzialsynoden wie zwischen ihnen, denn sie mußten sich auch untereinander einigen. Es ist nicht nötig, die Bekenntnisparagraphen hier wiederzugeben: sie stehen der Kirchenordnung voran. Aber obwohl sie durch eine Kabinettsordre von 1855 genehmigt sind, sind sie nicht amtlich veröffentlicht¹⁸⁰⁾. Man hat sich schließlich bei ihnen beruhigt, obwohl schon 1856 eine Konferenz ravensbergischer Geistlicher in Minden Verwahrung gegen sie einlegte¹⁸¹⁾. Dieser Verwahrung stimmten andere westfälisch-rheinische Pfarrer bei, so daß sie 151 Unterschriften fand. Daran schloß sich die Weigerung mehrerer ravensbergischer Pfarrer, an dem heiligen Abendmahle, das in Verbindung mit der Synodaltagung abgehalten wird, teilzunehmen¹⁸²⁾. Es ist wohl nicht zu leugnen, daß der salbungsvolle Ton, den man gegen diese Renitenten anschlug, nicht gerade sympathisch wirkt. Wenn aber die Provinzialsynode die Feier des heiligen Abendmahls bei Synodalsitzungen eine „altchristliche, durch alle Kirchenordnungen geheiligte Ordnung“ nennt, so ist das eine geschichtliche Behauptung, die auf Grund geschichtlicher Urkunden zu prüfen und zu — verneinen ist. Es gibt auf lutherischem Boden keine Kirchenordnung, die diese Feier vorschriebe. Die Grafschaft Mark hatte seit 1612 lutherische Synoden;

¹⁸⁰⁾ Püttgert a. a. O. S. 133f.

¹⁸¹⁾ Wangemann, Preuß. Kirchengesch. IV, S. 463f., 1860, und Heppe, Evang. Kirchengesch. Westfalens, S. 449f.

¹⁸²⁾ Wangemann a. a. O. IV, S. 466f.

wir haben viele ihrer Protokolle. Wir kennen genau das Protokoll der grundlegenden Synode von Unna (1612). Von einer Abendmahlsfeier ist keine Rede. Unsere Synoden haben das heilige Abendmahl nie zusammen gefeiert. Es ist kein einziger Fall bekannt, etwa abgesehen von der Synode von 1817, wo die Sachlage eine besondere war. Die Mindner Kreissynode hatte doch wohl durchaus recht, wenn sie einen Antrag, auch die Kreissynode mit einer Abendmahlsfeier beginnen zu lassen, mit der Begründung ablehnte, es fehle dazu „Zeit, Ruhe und Sammlung“¹⁸³⁾.

Ebenso wenig kennt der „Entwurf der Synodalordnung für den Kirchenverein beider evangelischer Konfessionen“, den das Konsistorium am 24. Juni 1817 vorlegt, diese Abendmahlsfeier. Die Pfarrer der Graffschaft Mark hatten sich damals darüber zu äußern, ob sie die Abendmahlsfeier bei der Synode für wünschenswert halten. Sie lehnen sie zumeist ab¹⁸⁴⁾. So findet sie sich auch nicht auf den sogenannten Gesamtsynoden der Mark bis 1834.

Lutherischerseits konnte man gar nicht auf den Gedanken kommen, die Abendmahlsfeier mit der Synode zu verbinden. Das heilige Mahl ist hier ein Gnadenmittel, das dem Christen die Vereinigung mit seinem Heilande bringt, ja, in ihm erreicht die unio mystica, die tief innerliche Vereinigung mit ihm, ihren Höhepunkt¹⁸⁵⁾. Es verlangt daher heilige Stille des Gemüts, ernsthafte Selbstprüfung, tiefste Einkehr in sich selbst und anbetendes Erwarten einer Einkehr des lebendigen Gottes in der Seele, auf einen Punkt gerichtete Sammlung! Da verbot sich all das geschäftige, nach außen gerichtete Getriebe, wie es eine Synodalversammlung mit sich bringt, von selbst.

Es ist bezeichnend, daß die östlichen Synoden der Preußischen Landeskirche wie auch die Generalsynode diese Feier nicht kennen. Die Minden-Ravensberger aber, die sich von dieser Feier anfänglich fernhielten, mochten in der Begründung ihres Fernbleibens — die wir übrigens nicht authentisch kennen — vielleicht fehlgreifen, sind aber doch wohl zu verstehen.

War nach dem allen der Gedanke der Union ein vielumstrittener, so ist doch zu sagen, daß sich im Laufe der Zeit eine kirchliche Gemeinschaft gebildet hat, die nicht wieder verlorengehen soll. Wohl mag man

¹⁸³⁾ Protokoll 1850, S. 20.

¹⁸⁴⁾ Provinz.-Kirchenarchiv zu Soest.

¹⁸⁵⁾ Vgl. Tholuck, Das kirchliche Leben II, 1, S. 169.

prinzipielle Einwendungen gegen sie haben; aber der Gedanke der una sancta, der einen heiligen christlichen Kirche, steht als das Ideal vor uns. Und sind Ideale unerreichbar auf Erden, so gilt für den einzelnen nur die Doppelpflicht der Treue gegenüber dem Nächstliegenden und die des Gebets: Herr, daß sie alle eins seien in Christo Jesu (Galat. 3, 28). Natürlich ist an eine Auflösung der Union nicht mehr zu denken. Die kirchlichen Dinge befinden sich in einem Werdeprozeß, über dem Gottes Hand waltet.

VII. Die Erweisung des Glaubens in der Liebe.

Voran sei das charakteristische Wort Volkenings gestellt, das natürlich jedermann bekannt ist, aber hier nicht übergangen werden kann, weil es kurz und knapp die Sachlage darstellt — das Wort: „Gerettet sein gibt Rettersinn.“ Die Dankbarkeit für erfahrene Hilfe treibt, anderen zu helfen. Das gewonnene Gut läßt nicht schnöde ruhen. Wahrer Glaube kann gar nicht anders, er muß in der Liebe tätig sein.

Aber jenes Erlebnis, das Gott dem Glauben schenkt, ist nicht eine einmalige, abgeschlossene Tatsache, sondern nur der Anfang eines nun beginnenden geistlichen Werdens, in dem der neugeborene innere Mensch zu Stand und Wesen ausreift. Es beginnt damit die Entwicklung zu wahrhaft christlicher Persönlichkeit, die weiß, was es um die Arbeit an sich selbst ist, der aber eben darum auch das Auge aufgetan ist für das, was sie der Welt schuldet. Die Welt liegt vor ihr als ihr Arbeitsgebiet, auf dem sie, mag ihre Kraft groß oder klein sein, Aufgaben zu erfüllen hat. Zuerst die, diese Aufgaben kennenzulernen. Es kann gar nicht ausbleiben, daß sich der Blick bekehrter Christen weitert und, schon rein äußerlich angesehen, der Bildungsgrad auch sogenannter „kleiner Leute“ sich hebt. Das Reich Gottes, dem all ihr Sinnen und Trachten gilt, soll ja auf Erden gebaut werden und ist in die irdischen Dinge eng verflochten, die daher nicht gleichgültig übersehen werden können.

Alle Schätze rechter Bildung fallen wahrhaft bekehrten Christen zu. Aus rechter Selbsterkenntnis folgt Menschenkenntnis und Menschenbehandlung, aus dem Gemeindegemeinschaften erschließt sich die Kirchengeschichte, aus der wieder die nationale Geschichte manch klärendes Licht erhält. Die Mission führt in die Weite der Welt, eröffnet Blicke in die Menschheitsgeschichte, führt rund um die Erde zu fremden Völkern und Klassen und Sprachen und lehrt dann wieder die Heimat lieben. Es ist wie die Entdeckung einer neuen Welt, die mit Hoffnung erfüllt, mit Kräften und mit Gewißheit.

So geht ein großes geistiges Wachwerden und Wachsen durch die Seelen der religiös Erweckten. Steffann sagt von einem der Führer der neuen evangelischen Gemeinde in Lemgo, Meier Herm¹⁸⁶⁾, daß ein Gespräch mit ihm immer eine sonderliche Freude gewesen sei, „die

¹⁸⁶⁾ Ein Blatt aus der lippischen Rose, S. 85.

Gebildetsten der Hauptstadt hätten sich des nicht zu schämen brauchen“. Dieselbe Freude brachte ein Gespräch mit dem Kolon Fricke (Reken): da war der Pastor wahrlich durchaus nicht immer der Gebende, sondern oft genug der Nehmende. So ist es: die aus dem Glauben geborene Liebe treibt zum Tun, und sie treibt darum zugleich, das Volksleben in seinen Bedürfnissen, Notständen und Notwendigkeiten zu erkennen und sich in seinen Dienst zu stellen. In Minden-Ravensberg hat man das von je bedacht: hier hat man nicht bloß an die große Reich-Gottes-aufgabe der Heidenmission oder an die unübersehbaren Notstände, der die eigentliche Innere Mission sich widmet, gedacht, sondern auch an die Pflicht der gebildeten Jugend gegenüber (Gütersloh), wie an die Betätigung christlicher Gedanken im öffentlichen Leben.

Die christliche Liebestätigkeit des 19. Jahrhunderts ist eins der glänzendsten Blätter, die von dem kirchlichen Leben dieser Zeit berichten. Beginnt das Jahrhundert mit den zerstörenden Stürmen, die infolge der französischen Revolution durch das Land toben, so erweist sich, wie wir schon zeigten, daß diese Stürme Frühlingstürme sind, die das schlafende Glaubensleben wecken. Mit dem neuen Glaubensleben aber erwacht auch die christliche Liebe mit einem Tatendrang, wie ihn die Aufklärung nicht kannte. Ach, gerade sie hatte alles, was christliche Liebe aufgebaut, hinweggeräumt, alle christlichen Anstalten säkularisiert und nichts gelassen als ein weites Feld voll Totengebeine. Wiederum sind Stürme über uns dahingegangen, verderblicher noch als die, die die Väter erlebten. In ihrer Auswirkung sind Kräfte am Werke, vor denen nichts scheint bestehen zu können, was das Herz frei und froh machen könnte; und es scheint, als gehe es unaufhaltsam dem finis Germaniae, dem Untergang des Abendlandes entgegen. Aber neben den bösen Geistern, die Fluch und Verderben bringen, schreitet der Engel suchender, aufhaltender, rettender Liebe. Vielleicht ist er auch der einzige Engel der Hoffnung, der vor völliger Verzweiflung bewahren kann. Sein Mahnwort an das Christenvolk ist das altbewährte: „Arbeiten und nicht verzweifeln.“

Die Heidenmission.

Es ist keine Frage, daß die Heidenmission in die christliche Liebestätigkeit gehört; ist es doch die aus dem Glauben entsprungene Liebe, die erbarmend derer gedenkt, die noch in Finsternis und Todeschatten

figen, und die die Hand nach ihnen ausstreckt, sie an das Licht zu führen. Und sie füllt ein besonders leuchtendes Blatt in der Geschichte der christlichen Liebestätigkeit bis auf den heutigen Tag. Sie steht, was Bedeutung, Umfang und Wirkungskraft angeht, leicht an erster Stelle unter allen Betätigungen der christlichen Liebe. Sie wirkt mit größeren Mitteln, sie hat sichtbarere Erfolge, sie ist ein bedeutsamerer Kulturfaktor, sie geht von größeren Gesichtspunkten aus, denn sie umfaßt ganze Völker und hat den Blick gerichtet auf die Weiten der Welt, die ganze Menschheit ihrem Ziele zuzuführen, und sie darf sich endlich auf gewaltigere Herrenworte berufen als sonst jedes Tun, das die christliche Liebe als ihre Pflicht ansehen mag.

Zwar hat sie lange um Anerkennung kämpfen müssen; es ist ihr nicht leicht gemacht, sich durchzusetzen. Das lag nicht nur an dem „Pietistischen“, das ihr in mancher Augen anhaftete, sondern auch an der Unreife, dem beschränkten Blick und der politischen Lage eines kontinentalen Volkes, das kaum über seine Grenzpfähle hinaus sah. Es lag auch an anderem.

Gern macht man den Völkern der Reformation den Vorwurf, daß sie von Hause aus kein Verständnis für die Mission gezeigt hätten. Eine Doktordissertation, die 1915 in Münster erschien¹⁸⁷⁾, sucht diesen Vorwurf zu begründen. Nach ihr liegt der tiefste Grund für diese Verständnislosigkeit des Protestantismus in der „Preisgabe des kirchlichen Lehr- und Hirtenamtes“, der Hierarchie. Es war niemand da, der rechtmäßig Glaubensboten zu den Heiden hätte senden können. Dazu fehlte von Anfang an die Einheitlichkeit in der Lehre.

Es ist nicht nötig, dieser Begründung auch nur ein Wort der Widerlegung hinzuzufügen. Denn diese vermeintlichen Gründe gegen die evangelische Mission bestehen noch heute und wirken also noch fort; dennoch kennt die heutige Zeit eine evangelische Heidenmission von weltumfassender Bedeutung. Die Gründe für die frühere Nichtbeteiligung der Evangelischen an der Mission sind anderer Art und liegen sichtbar da für jeden, der sehen will¹⁸⁸⁾. Die großen Entdeckungen fremder Kontinente im 15. und 16. Jahrhundert geschahen durch Spanier und Portugiesen, denen deshalb die neu entdeckten

¹⁸⁷⁾ Peter Galen, Das Erwachen des Missionsgedankens im Protestantismus; vgl. S. 8 ff.

¹⁸⁸⁾ Vgl. Mirbt, Die Evangelische Mission in ihrer Geschichte und Eigenart, 1917, S. 4 ff.

Länder zufielen. Für den Protestantismus konnte bei der kirchlichen Stellung dieser Völker die Frage gar nicht entstehen, ob man in spanisch oder portugiesisch regierten Ländern Mission treiben wollte. Es würden alsbald gegen sie dieselben Mittel in Anwendung gekommen sein, deren man sich auf der Pyrenäischen Halbinsel zur Ausrottung des Protestantismus bediente. Dazu fehlte auch den evangelisch gewordenen Ländern die unmittelbare Berührung mit der Heidenwelt und alle aus solcher Berührung sich ergebende Anregung des Missionsgedankens. Endlich hatten die evangelischen Kirchen bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts um ihr Dasein einen Kampf zu führen, der alle Kräfte in Anspruch nahm. Die Periode der Glaubenskriege schloß erst mit dem Westfälischen Frieden (1648). Sobald man aber aufatmen konnte, wandte man sich auch der Mission zu. Mit dem Beginn der Kolonialgeschichte Hollands beginnt auch die evangelische Missionsgeschichte (1602). Ebenso ist es mit England, wo Oliver Cromwell tatkräftig eingriff.

Richtig ist freilich, daß die evangelischen Theologen des ersten Jahrhunderts aus der Not eine Tugend machten und — wie das so zu gehen pflegt — die mangelhafte Praxis durch eine Theorie zu stützen suchten, die nicht weniger mangelhaft war¹⁸⁹⁾. Andererseits klingen auch bei diesen Theologen schon Worte an, in denen der Missionsgedanke sich regt. Man vergleiche Luthers „Bermahnung zum Gebet wider den Türken“¹⁹⁰⁾. Habermanns Gebetbüchlein (von 1569) ordnet auf den Donnerstag eine Fürbitte für die Heiden und deren Bekehrung an. Die Freude an diesem frühen Missionsgebet — das sei hier nicht verschwiegen — wird allerdings dadurch etwas gelähmt, daß es aus dem Gebetbuch des Jesuiten Michaelis in Münster entnommen ist, wo es gegen die Keger sich richtet. Aber es ist bei Habermann eben doch anders gewandt. Übrigens hat dasselbe von einem Jesuiten verfaßte Gebet auch den Anlaß gegeben zu dem Joh. Heermannschen Epiphaniast- oder Missionsliede: „O Jesu Christe, wahres Licht“, dem niemand seinen jesuitischen Ursprung anmerken wird¹⁹¹⁾.

Auch ein Praetorius mahnt in seinem „Seefahrtstrost“, den er den Mitgliedern des hanfischen Kontors zu Bergen 1579 widmet, „die

189) Mirbt a. a. O. S. 9.

190) Cosack, Asket. Literatur, S. 176.

191) Althaus, Evangel. Gebetsliteratur, S. 3, 74 u. 96.

reichen ansehnlichen Kaufleute, so da weit und ferne schiffen, an die Pflicht der Mission, obgleich zuweilen eine Handvoll Blut darüber müsse vergossen werden“¹⁹²⁾. Auch Balthasar Meisner (1587—1626), Professor in Wittenberg, rügt schon vor Speners *Pia desideria* „den Mangel an Mission unter den Juden, Türken, Heiden und sprach in seinen Vorlesungen als der erste Zeuge der lutherischen Kirche die Verpflichtung zur Missionstätigkeit aus (1620)¹⁹³⁾. Endlich hat auch ein Justus Gesenius, Generalsuperintendent in Hannover (1601—1673), der auf die Gesangbuchsentwicklung in Ravensberg stark einwirkte, auch in seiner *Praxis devotionis* (Gebetbuch) 1649 der Heidenmission gedacht¹⁹⁴⁾.

Der Pietismus aber ging vom Gebete für die Heiden über zur Arbeit an ihnen¹⁹⁵⁾. Auch jetzt fehlte in Deutschland noch die äußere Berührung mit heidnischen Kolonialländern. Aber es entsprach dem deutschen Charakter, nach rein idealistischen Gesichtspunkten, aus sich selbst und dem als recht Erkannten heraus sich zu betätigen. „Deutsch ist, eine Sache um ihrer selbst willen tun.“ Der Pietismus öffnete das Auge für die geistige Not der Heiden und rückte sie in den Vordergrund. Es ist bezeichnend, daß gerade er, dem die Fürsorge für die Not daheim am Herzen lag, auch der scheinbar fern liegenden Not draußen gedachte. Es hat sich immer wieder im Laufe der Kirchengeschichte erwiesen, daß ein enges Band beiderlei Fürsorge verbindet und kein Vorwurf törichter ist als der, daß die Christen über dem Drange in die Weite die Heimat vernachlässigten¹⁹⁶⁾. Es war im Jahre 1706, als die beiden ersten deutschen Missionare Ziegenbalg

¹⁹²⁾ Cosack a. a. D. S. 31 ff.

¹⁹³⁾ Tholuck, Geist der lutherischen Theologen, S. 95—97, Lebenszeugen S. 207 f. und Vorgeschichte des Rationalismus, Abt. II, S. 144, Anm. 1.

¹⁹⁴⁾ Vgl. Beck, Relig. Volksliteratur, S. 82, Anm.

¹⁹⁵⁾ Mirbt a. a. D. S. 13 f.

¹⁹⁶⁾ Man frage, die solchen Vorwurf erheben, nur einmal nach ihrer Liebesbetätigung für die heimische Armut. Und andererseits, die mit Ernst Christen sein wollen? Nur ein Beispiel (Kohl, „Herford 1848“, S. 15 u. 40): Der Herforder Missionsverein brachte 1844 1790 Taler für die Heidenmission. Einer der Hauptträger dieses Vereins war Julius Weddigen in Herford. Er aber war es auch, der 1848 über 100 Weber und Arbeiter beschäftigte, nur um der Arbeitslosigkeit entgegenzuwirken, obwohl der Absatz der Waren sehr schwierig war.

und Plütschau — aus der hallischen Schule — im Dienste dänischer Missionsbestrebungen nach Trankebar in Ostindien sich einschiffen. A. H. Francke schrieb¹⁹⁷⁾, daß ihm „über all sein Erwarten ansehnliche Summen dazu gegeben seien“.

Die Aufklärung versagte sich der Mission. „Unsere Bestimmung“, schrieb Schwager¹⁹⁸⁾, „ist mit der der Jünger Jesu nicht einerlei; es ist nicht so, daß wir in alle Welt gehen und seine Lehre hinbringen sollen, wo sie noch unbekannt ist. So wenig wir die Gaben der Apostel haben — die Wundergabe und die der Inspiration —, so wenig haben wir ihre Aufgaben. Heidenapostel sollten wir doch wohl nicht eher werden, bis wir zu Hause nichts weiter zu lehren, zu bessern und zu ermahnen finden!“

Mit der Erweckung im Anfange des 19. Jahrhunderts setzt die große umfassende Missionsbewegung der Neuzeit ein. Säenecke gründet 1800 in Berlin eine Anstalt zur Ausbildung von Missionaren, die dann meist in den Dienst englischer Missionsunternehmungen treten. Die Baseler Mission — 1815 gegründet — sendet seit 1821 als erste selbständige deutsche Missionsanstalt ihre Boten selbst aus. Die „Rheinische Mission“ führt sich zurück auf einen Missionsverein, der 1799 in einem Privathause in Elberfeld entstand. Seit 1818 gab es auch in Barmen eine „Missionsgesellschaft“, die Mitglieder bis weit nach Westfalen hinein hatte. Sie gab seit 1826 das „Barmer Missionsblatt“ heraus, das im Jahre 1829 schon 10000 Abnehmer hatte. Aber 1825 gründete man in Wichlinghausen eine „Missionschule“, wozu man einen bescheidenen Raum mietete. Die Zöglinge sollten an drei Tagen in dem für ihren künftigen Lebensberuf Nötigen unterrichtet werden, an den übrigen Wochentagen aber für ihren Lebensunterhalt im gewohnten Handwerk arbeiten. Nun ging die Entwicklung schnell weiter. Aus dieser Vorschule, die für Basel ausbildete, wurde 1827 ein Missionsseminar, dem 1828 vier Zöglinge angehörten. Man schloß sich mit dem Elberfelder Verein und einem Kölner zusammen und trat der eigenen Aussendung von Glaubensboten näher, die 1829 zum erstenmal geschah. Ein eigenes Missionshaus wurde am 25. Oktober 1832 eingeweiht.

Die Missionsanstalt war von vornherein auch für westfälische

¹⁹⁷⁾ Segensvolle Fußtapfen, 1709, 5. Fortsetzung, S. 5.

¹⁹⁸⁾ Predigtbuch zur Beförderung I, S. 681f. Berlin 1794, Nicolai.

Missionsfreunde bestimmt und fand fruchtbaren Boden auch in Minden-Ravensberg. Einst zur Zeit des Superintendenten Clauder (1718—1721) waren drei von Halle ausgesandte Missionare — Schulze, Dall und Ristenmacher — auf der Reise nach Trankebar in Bielefeld eingekehrt und hatten sich eine Zeitlang hier aufgehalten. Es wird bezeugt, daß viele durch diesen Aufenthalt einen Segen empfingen¹⁹⁹). Aus etwas späterer Zeit wird der Name eines mindischen Missionars genannt. Auch er wird der dänisch-hallischen Mission angehört haben. Als er aber 1780 in Kudelur in Ostindien starb, vermachte er dem mindischen Gymnasium, auf dem er den ersten Unterricht erhalten hatte, 1000 Taler zu Stipendienzwecken. Das war der Missionar Hüttemann²⁰⁰). Es ist eine karge Notiz, die vielleicht einmal zu weiteren Forschungen in den Archiven in Minden und Halle reizt.

Dann aber kommt Volkening und beginnt seit 1826 auf Anregung von Barmen her in Gütersloh mit Missionsstunden. Es ist oft erzählt, daß sich zunächst nur zwei alte Frauen dazu einfanden²⁰¹). Unter seinen Amtsbrüdern war es nur Pastor Hartog in Steinhagen, der seinem Vorgehen folgte. Die Polizei war auch auf dem Plan, solche Stunden zu verhindern. Auf Pfarrkonferenzen spöttelte man über diese „Modesache“. Noch 1835 erschien eine Schrift: „Die kirchliche Marktschreierei und der Pharisäismus unserer Tage“, in der Missionsfeste und Missionsprediger mit den Marktschreibern an Kirchentagen verglichen wurden. Der Verfasser war auch ein Pastor. Die Feindschaft war groß, je mehr die Liebe zur Mission wuchs²⁰²). Man rechnete aus, wie hoch die Kosten für einen getauften Heiden sich beliefen. Man beklagte das Geld, das aus dem Lande strömte. Aber die Missionsfreunde ruhten auch nicht. Die Synode Lübecke — es wird das Verdienst Möllers (Lübecke) sein — stellte auf der ersten westfälischen Provinzialsynode 1835 den Antrag, die Mission für eine heilige Pflicht der Christenheit zu erklären, und der Antrag fand Annahme²⁰³). Vor allem setzte Volkening alles daran, sein Ravensberg zu einem Quellensland der Mission zu machen.

Das erste westfälische Missionsfest wurde 1835 durch Pastor Hartog

¹⁹⁹) Eichhoff, Festschrift, 1909, S. 104.

²⁰⁰) Weddigen, Westf. Magazin I, 1784, 2, S. 144.

²⁰¹) Rische, Volkening, 1919, S. 51 ff. u. S. 178 f.

²⁰²) Huchzermeyer, Gütersloher Jahrbuch, 1891, S. 19.

²⁰³) Vgl. Synodalprotokoll.

in Steinhagen gehalten²⁰⁴). Höhepunkt der Feier war, als der Festprediger unter anderem in die überaus zahlreiche Versammlung rief: „Hier habt ihr meine Hand, ich reiche sie allen, die Gnade suchen und Jesum lieb haben.“ Männer und Frauen erhoben sich und streckten die Hände aus, ihm entgegen zum festen Bunde. Durch dieses Fest wurde allen folgenden der Weg gebahnt, die allmählich in alle Gemeinden eindringen. Die Missionspredigten aber gaben Zeugnis, daß man die Liebe zur Mission zutiefst zu fundamentieren suchte im geistlichen Leben, in den erweckten Herzen. Ihr Ziel ist in erster Linie nicht die Äußere, sondern die allerinnerste Mission. Hartog berichtet am 1. Oktober 1834 aus Steinhagen: „Es zeigt sich je mehr und mehr, daß die Missionsfrage in unseren Tagen in der Hand des Herrn nicht allein ein Mittel ist, dem jammervollen Zustand der Heidenwelt aufzuhelfen, sondern auch von ihm zu einem Erweckungs- und Belebungsmitel in der Christenheit gebraucht wird. So ist auch in unserer Gemeinde schon mancher Segen der Missionsstunden offenbar geworden.“

So wuchs das Werk. Im Jahre 1841 wurde der Ravensbergische Missionsverein gegründet, aller Zersplitterung zu wehren. Diese Gründung aber geschah auf dem ersten allgemeinen ravensbergischen Missionsfeste in Herford²⁰⁵). Das war ein hoher Festtag, ein hinreißendes Erlebnis. Aus allen Enden des Landes war die Menge zusammengeströmt, die Kirche war überfüllt, aber der zum Festprediger bestimmte Mag. Weibezahn aus Osnabrück war ausgeblieben. Da konnte nur Volkening eintreten. Wenige Augenblicke des Besinnens blieben ihm. Dann trat er auf, und — das rechte Wort ward ihm gegeben, wie es in Wittenberg später auf dem Kirchentage zur Einführung der Inneren Mission einem Wichern gegeben ward. Er nahm seinen Ausgang von dem Kreuzstige, das der Kanzel gegenüberhing, und sprach dann über das Wort (Joh. 12, 32): „Wenn ich erhöht sein werde von der Erde, will ich sie alle zu mir ziehen.“ Er führte aus: „Er, der gekreuzigte Heiland, zieht durch gläubige Christen die Heiden und durch die bekehrten Heiden die abgefallene Christenheit zu sich.“ Die Rede und die imposante Versammlung machte die Feier zu einem überwältigenden Segensfeste. Hier wurde denn auch neben der

²⁰⁴) Liesmeyer, Erweckung, S. 50.

²⁰⁵) Stift Berg. Vgl. Huchzermeyer, Gütersloher Jahrbuch, S. 17f., und Sander, Die Kirchengemeinde Stift Berg, S. 62ff.

Gründung eines ravensbergischen Missionsvereins die Herausgabe des bekannten „Blauen Monatsblattes“ beschlossen, das aber erst nach einiger Zeit (1845) erscheinen konnte. Seitdem diente es durch seine Missionsberichte wie durch seine Überschüsse treulich der Sache.

Der Herausgeber des Blattes war lange Zeit Pastor Friedrich Gottlieb Schröder in Bünde. Geboren ebendasselbst, wurde er durch den damaligen Pfarrer in Bünde, H. H. Rothert, auf das Gymnasium vorbereitet²⁰⁶). Als er Rektor in Rheda war, kam er in nahe Berührung mit Gütersloh, was auf seine religiöse Einstellung von großem Einfluß war. Als Pastor kam er 1835 nach Bünde, wo er immer blieb. Er wirkte hier eifrig und erfolgreich. Seine Predigten hat er gelegentlich im „Monatsblatt“ veröffentlicht. Auch einen Katechismus gab er heraus, der sich vielfach an den Herforder Katechismus anschließt.

Am Tage des Bünnder Missionsfestes standen er und sein Haus im Mittelpunkt und auf der Höhe. Vor dem Hause auf dem Kirchhofe fand unter Bäumen der eine Gottesdienst statt, gleichzeitig dem anderen in der Kirche. Und er selbst hatte nicht nur die Vorbereitungen des Festes zu treffen, sondern war auch der berufene Ordner und Leiter des Festes und der überaus gastfreie Wirt für eine unendliche Zahl von Freunden. So erwuchs das Bünnder Missionsfest zu einem Volksfeste, wie es wenige geben mag²⁰⁷). Ganz Ravensberg strömte hier zusammen, und nicht bloß die Lokalvereine des Landes. „Schon beim Tagesgrauen“ — so schildert Huchzermeyer — „brachen die fernen Festgenossen auf, um früh genug am Platze zu sein. Bekränzte Leiterwagen, vollgepfropft von Personen jedes Alters und Standes bilden mit den zahlreichen Gruppen von Fußgängern — einzelne Fußgänger gibt es nicht — eine fast zusammenhängende Kette auf allen Straßen, die nach Bünde führen, um sich mit den zahlreichen Festgenossen, die die Eisenbahn bringt, zu vereinen. Die Menge strömt schon stundenlang vor Anfang des Gottesdienstes in die Kirchen, sich einen Platz zu sichern und dort mit ihren Missionsliedern das Fest einzuläuten. In beiden geräumigen Kirchen werden vormittags und nachmittags zwei Predigten gehalten, und unter den Bäumen des Kirchhofs findet

²⁰⁶) Zeugen und Zeugnisse, 1901, S. 113f. Pfarrer Kahler kann ihn nicht getauft haben, denn der kam erst in der französischen Zeit und durch gleichen Einfluß, also nach 1806, nach Bünde.

²⁰⁷) Huchzermeyer, S. 27.

gleichzeitig ein dritter Gottesdienst statt.“ Nach dem Allen findet seit etwa zehn Jahren eine Nachversammlung bei Kaffee statt, wo Vertreter der rheinischen Mission Bericht erstatten. Zu Beginn der Feier fehlt auch ein Kindergottesdienst nicht.

Der Ertrag der Kollekten betrug zunächst über 300 Taler, später durchschnittlich 12000 Mark. Dazu werden immer zahlreiche Schmucksachen geopfert²⁰⁸).

Welchen Eindruck das alles machte, mag der Kirchenrat R. Kocholl erzählen²⁰⁹): „Es war im Sommer 1859, als wir durch das wellige Ravensberger Land wanderten. Ein schönes Land! Stattlich lagen die Bauernhöfe in ihren Einsenkungen. Aus ihren Schatten tritt man in den hohen wallenden Roggen. Nun geht's das Gesenke hinab und über den Bach, der die Wiesen durchrieselt. Hinter den Erlenbüschen erhebt sich ein Rain, mit Buchen besetzt. Wir gehen hindurch — und dort auf der Höhe der Turm der neuen Kirche von Jöllenbeck, der Heimat Volkenings.“ In Bünde empfing ihn dann eine ungeheure Volksmenge. „Volkening redete im Freien. Er zeigte, wie der furchtbare Gang der Dinge im Weltreich fruchtbar für das Reich Gottes sei. Und Lied auf Lied erscholl zu den grünen Wipfeln der Linden aufwärts und darüber hinaus zum blauen Himmel.“

Es ist wohl zu glauben, daß, wer das alles einmal erlebte, es nie wieder vergaß. Die Macht des evangelischen Glaubens tritt hier so entgegen wie nirgend sonst. So erfuhr's noch ein anderer. Er hatte einst in Halle seinen Mann gestanden nicht nur im studentischen Ritterspiel, sondern auch in ernster Arbeit. Nun war er ein kirchlicher Mann geworden, von Herzen bekehrt zu dem Hirten und Bischof seiner Seelen. Eins hinderte ihn, sich um ein kirchliches Amt zu bewerben: die Ohnmacht, mit der die evangelische Kirche im Volksleben steht. Da riet ihm sein Professor: „Gehen Sie einmal ins Ravensbergische; dort sehen Sie, welche eine Macht der evangelische Glaube im Volksleben ist. Feiern Sie das Bänder Missionsfest mit; das wird Sie von allen römischen Sehnsüchten heilen.“ So geschah es. Er aber wurde danach ein bekannter Mann. Sein Name ist in Bethanien in Berlin noch unvergessen (Pastor Schulze), obwohl er längst schaut, was er geglaubt hat.

²⁰⁸) Vgl. Theod. Krausbauer, Bilder aus meinem Leben, Bd. I, S. 247.

²⁰⁹) Einsame Wege I, S. 225f.

An das Bänder Missionsfest reichte kein anderes der sonst im Lande gefeierten, obwohl keine Gemeinde ohne ein solches sein wollte. Aber etwas von seiner Festfreude war auf ihnen allen zu spüren. Auch in Oldendorf unterm Limberge mußte auf dem Missionsfeste 1848 neben der Feier in der Kirche eine zweite auf dem Kirchhof gehalten werden, weil die Menge zu groß war²¹⁰). Und so in vielen anderen Orten.

Hier sei ein Blick erlaubt auf die schon äußerlich imponierende Macht und Bedeutung der Missionsfeste. Man denke sich in eine katholische Stadt am Fronleichnamsfeste. Alle Straßen sind bekränzt, Girlanden überspannen sie, Fahnen und Fähnlein schmücken jedes Haus und flattern vom Turm. Dann zieht die Prozession durch den Blumenschmuck. Gewiß ist das alles äußerlich und hilft keinem Menschen zum ewigen Heil. Aber es ist ein Fest, in dem die Kirche in die Öffentlichkeit tritt, und es soll zu innerlichen Heiligtümern laden. Ist die evangelische Kirche nicht doch zu sehr aus der Öffentlichkeit heraus und in eine Innerlichkeit getreten, daß das Volk sie nicht mehr sieht? Macht man der katholischen Kirche mit Recht den Vorwurf, daß sie alles materialisiert? Kann man nicht umgekehrt der evangelischen Kirche vorwerfen, daß sie zu sehr spiritualisiert? Aber an den Missionsfesten, wenn sie im Sommer, im Blütenschmuck gefeiert werden, tritt die Braut des HErrn einmal heraus als die, der alles unter den Fuß getan ist. Alle Blumen müssen ihr blühen, alle Kränze werden ihr gewunden — sie aber weist auf den HErrn, der ihr Bräutigam ist, und reicht ihm, was ihr gegeben wird. Heute will man Volksmission, die das Evangelium in die Massen hineinträgt. Die Missionsfeste waren oder sind vielleicht noch Volksmissionen, Evangelisationen. Die Predigt war auf den doppelten Ton gestellt: Buße und Gnade. Da konnte man scharfe Gesetzespredigten, die den Ruf zur Buße ertönen ließen, hören, aber auch lockende Evangeliumspredigten.

Der Kenner des ravenbergischen kirchlichen Lebens mag recht haben, wenn er sagt (Möller, Lübbecke): „Die Missionsfeste dienen nicht so sehr der Erweckung als der Vertiefung.“ Doch will er keineswegs leugnen, daß sie auch Neubelebung und Stärkung bringen. Sie sind Zeugen dafür, daß es im Lande Frühling geworden ist, und sind zugleich Frühlingkräfte, die das Leben ringsum erblühen machen.

²¹⁰) Evang. Monatsbl. 1848, Oktober-Nummer, S. 312f.

Man merkt noch heute etwas davon, wenn man etwa das „Evangelische Monatsblatt“ jener Tage liest. Im Sturmjahr 1848 sehen wir hier ein Volk sich um den Thron seines himmlischen Königs drängen; und — die sich hier versammelten, mochten leicht auch die besten Stützen des irdischen Königsthrones sein. Man stand, ohne Gegenrevolution zu betreiben, festen Fußes gegen die Revolution.

Wie groß die Gebefreudigkeit war, bewies eine arme Näherin in Oldendorf unterm Limberge. Harms (Hermannsburg) hatte gepredigt und die Herzen hingerissen. Nach dem Gottesdienst kommt jenes Mädchen in das Pfarrhaus, um an Harms ihr Gespartes, 300 Taler, zu bringen, behält sich aber für ihr Alter die Zinsen vor. Harms weigert sich, die Gabe unter dieser Bedingung anzunehmen, die nicht aus dem Glauben komme. Da verzichtet sie auf jede Bedingung.

Auch unter denen, die christlichen Dingen ferner stehen, kann man sich dem allen nicht entziehen. Man merkt etwas von dem Eindruck dieser Bewegung auch in Langewiesches Erinnerungen²¹¹): „Unter Meyers Buchen, so hieß ein Platz nahe bei Gütersloh, wurde in jedem Sommer ein Missionsfest abgehalten. An einer Buche war die Kanzel befestigt. Auf leichtgezimmerten Bänken zu Füßen der Kanzel saß die halbe Stadt nebst vielen der Stillen im Lande. Auch die Fürstin von Rheda war da.“

Und während er dies schreibt, wird dem Schreiber eine uralte Erinnerung wieder lebendig. Er sitzt unter Buchenhallen in großer Volksemenge. Vor seinen Augen ersteht die Gestalt von L. Harms, der in dieser Nachversammlung in niederdeutscher Sprache das Missionsfest beschließt!

Die Liebestätigkeit der Innern Mission.

Das neunzehnte Jahrhundert hat für seine Liebestätigkeit den besonderen Namen der „Inneren Mission“ geprägt. Dieser Name wird schon von Joh. Daniel Falk angedeutet († 1826). Er sagt²¹²): „Der seit elf Jahren verfolgte Hauptzweck unseres Vereins (der „Freunde in der Not“) scheint eine Art von Missionsgeschäft, eine Seelenrettung, eine Heidenbekehrung zu sein, aber nicht in Asien oder Afrika, sondern in unserer Mitte.“ Dieses Wort sagt schon, was der Liebes-

²¹¹) Jugend und Heimat, S. 184 ff.

²¹²) Schäfer, Realenzykl. 5, S. 736.

tätigkeit des 19. Jahrhunderts ihr charakteristisches Gepräge geben sollte, daß nämlich in ihr die Heilsverkündigung, die Zurückführung der Seelen zu ihrem Gott weitaus in erster Linie stehen sollte. Professor Lücke in Göttingen scheint dann den Namen der „Inneren Mission“ zuerst gebraucht zu haben (1844). Kein Zweifel aber kann darüber bestehen, daß erst Wichern, der Gründer des „Rauhen Hauses“, dem Namen seine klassische Bedeutung und Geltung gegeben hat. Und gerade ihn mußte es zu diesem Namen führen, weil gerade ihm es um die religiöse Erneuerung des Volkslebens ging.

Es ist nicht zu verkennen, daß dieser Name manchem ein Anstoß sein mußte. Lag doch in ihm eine gewisse Gleichsetzung der Christenheit mit der Heidenwelt: sie wollte in der Christenheit das Werk treiben, daran die Missionare in der Heidenwelt arbeiteten. Sie erhob damit den Vorwurf gegen die Christenheit, daß es in ihr ein Heidentum gäbe. Dagegen wandte man sich von rechts: soll die Taufe nichts mehr gelten?, und von links: sind wir nicht ein Kulturvolk, hoch über den primitiven Rassen? In unseren Tagen ist das längst vorhandene, früher nur verschleierte Heidentum mitten in der Christenheit für jedermann offenbar geworden. Wenn Löhe (Neuendettelsau) in dem Namen der Inneren Mission etwas wie „Selbstironie“ der Kirche sieht, dann fühlt er darin eine wenn auch unausgesprochene Selbstanklage der Kirche, daß es durch ihre Schuld zu diesem Heidentum in der Christenheit gekommen sei. Immer liegt dem Namen zugrunde der Gedanke, daß es in der Christenheit nicht stehe, wie es sollte, und daß eine sittlich-religiöse Erneuerung des Volkslebens nötig sei. Es ist nicht zu leugnen, daß wir mitten in einer religiösen Krisis stehen. Ihr Beginn aber geht bis weit in das 19. Jahrhundert zurück. Die Väter der Inneren Mission haben sie schon erkannt. Darum war sie ihnen „die kirchliche Reformbewegung“²¹³⁾ oder eine „fortgehende Reformation der Kirche, die wie mit einem goldenen Netz heiliger Liebe ganz Deutschland überzieht“²¹⁴⁾.

Diese Reformbewegung vollzieht sich freilich nicht so sehr auf dogmatischem Gebiete als auf dem des religiösen und kirchlichen Lebens. Die Kirche ist vielleicht die wenigst volkstümliche Erscheinung unserer Zeit. Das ist die Folge der staatlichen Bürokratisierung, unter

²¹³⁾ Schäfer, Innere Mission, S. 3.

²¹⁴⁾ Seeberg, Kirche Deutschlands, S. 386.

der sie von je gelitten hat. Die Innere Mission aber weist sie auf die inneren Wege, auf denen sie allein das Herz des Volkes wiedergewinnen kann, zeigt der Kirche ihre innerlichste Aufgabe und entbindet die Kräfte zu praktischer Arbeit an Seele und Leib des Volkes. So bewahrt sie die Kirche vor Erstarrung und Verknöcherung und ist dadurch nicht allein ihre Apologetin in der Welt, sondern gibt ihr auch ein gut Gewissen vor sich selbst. Sie ist tatsächlich eine Reformbewegung, die nie zum Stillstand kommen darf. Sie tut Arbeit am Reiche Gottes.

Die Darstellung der Inneren Mission in Westfalen²¹⁵⁾ beginnt mit den Worten: „Innere Mission hat es in der Christenheit immer gegeben.“ Das ist die fast allgemeine Meinung²¹⁶⁾. Dennoch scheint uns Martius recht zu haben, wenn er sagt: „Was wir jetzt Innere Mission nennen, ist ganz jung²¹⁷⁾.“ Gewiß ist freilich, daß der Glaube seine Frucht, die Liebe, immer bei sich gehabt hat: das klassische Werk Uhlhorns, „Die Geschichte der christlichen Liebestätigkeit“, gibt dafür den schlagenden Beweis. Aber man beachte, daß Uhlhorn von christlicher Liebestätigkeit und nicht von Innerer Mission redet. Die Innere Mission ist nur ein zeitlich begrenzter Ausschnitt aus der Liebestätigkeit, sie ist die heutige, von früherer Zeit verschiedene Form dieser Betätigung. Ihr Objekt ist heute wie immer die durch die Sünde hervorgerufene Not, ihr Subjekt aber ist in verschiedenen Zeiten verschieden. War es in der ersten Kirche die Gemeinde, so folgte im Mittelalter die Kirche als solche in Zusammenhang mit fürstlichen oder städtischen Patronen. Der Reformation gelang es nicht, die Gemeinde wieder lebendig zu machen. Im Pietismus treten besonders begnadigte Persönlichkeiten hervor, wie etwa A. H. Francke; die Aufklärung säkularisierte wie das Christentum überhaupt so auch die Liebestätigkeit und übertrug sie der Kommune. In der Inneren Mission aber steht die freie Vereinstätigkeit im Vordergrund. Das ist freilich nicht etwas ganz Neues; hatte doch der Pietismus schon seine ecclesiolae (vgl. Christentums-gesellschaft).

Ob das aber auf die Dauer die Gestalt der Inneren Mission sein

²¹⁵⁾ „Was die Liebe tut“, Gütersloh 1912, S. 1.

²¹⁶⁾ Vgl. Schmalenbach, Die Innere Mission in Westfalen, 1873, S. 13; Lehmann, Die Werke der Liebe, Leipzig 1883; Zimmermann, Bericht über die Jubelfeier des Vereins für Innere Mission in der Grafschaft Mark 1899, S. 7.

²¹⁷⁾ Die Innere Mission, Gütersloh 1882, S. 33.

darf? Es wird und muß wieder dahin kommen, daß die Gemeinde und durch sie die Kirche selbst sich sagen läßt: tua res agitur, um dich geht es! Erkenne deine ureigenste Pflicht! Wir sind auf dem Wege dahin. Schon geht durch weite Kreise die Erkenntnis, daß eine Verkirchlichung der subjektiven Inneren Mission notwendig ist. Schon sind die bisherigen bürokratischen Bande gefallen. So wird mehr und mehr an die Stelle eines individualistischen Freischärlertums die Gesamtheit treten. Darauf weist auch der Generalsuperintendent D. Zoellner in dem Schlußartikel der Festschrift: „Was die Liebe tut“ (S. 352ff.). Ihm stimmt Martius²¹⁸⁾ zu: „In Westfalen haben sich die Kreis- und Provinzialsynoden seit langer Zeit auf das eingehendste mit der Pflege der Inneren Mission beschäftigt. In diesen Westprovinzen, in denen die Synodalverfassung nicht ein neu angezogenes, noch ungewohntes Kleid, sondern eine längst bewährte, höchst lebensfähige Organisation ist, weiß man es gar nicht anders, als daß die Kirche sowohl im Pfarramte als in allen Synodalversammlungen Innere Mission treiben muß. Hier ist es schon vielfach Sitte geworden, daß die Kreissynoden als solche in ihrem Bereiche irgendeine Anstalt für Innere Mission ins Leben rufen und für die Unterhaltung sorgen. Solche Anstalten der Inneren Mission bilden oft für sich eine Parochie, und ihre Geistlichen haben Sitz und beratende Stimme auf den Kreissynoden. Der Provinzialausschuß für Innere Mission entsteht auf der Provinzialsynode selbst, indem sie eine Kommission für freie Liebestätigkeit wählt, von der sie sich über Lage und Fortschritte der Inneren Mission Bericht erstatten läßt.“

So treten auch an die Stelle der „Vereinshäuser“ nunmehr die „Gemeindehäuser“, an die der Stadtmissionare die „Gemeindehelfer“. Die Kirchengemeinden verlangen manchenorts von den Kommunen ihr Armenvermögen zurück, das die „Aufklärung“ ihnen genommen hatte. Wohl hat man es in dem allen noch mit viel Widerstand zu tun, aber schon tönen leise die Glocken der versunkenen Kirche herauf. Wo man ein feineres Gemerk hat, hebt man trotz allem das Angesicht hoffend einer Zeit entgegen, wo die Kirche wieder erkannt wird als Hüterin eines himmlischen Schatzes, als die Mutter der Armen, als die werthe Magd, von der man singt und sagt: „Sie ist mir lieb, die werthe Magd, und kann ihr nicht vergessen.“

²¹⁸⁾ a. a. O. S. 67.

Ob dann der Liebestätigkeit der Kirche noch der Name, den ihr unter anderen Verhältnissen das 19. Jahrhundert gab, der der Inneren Mission bleiben wird, steht dahin. Doch darum mögen die Enkel sorgen.

Es ist noch eins außer der freien Vereinstätigkeit, das die Innere Mission des 19. Jahrhunderts kennzeichnet: das ist die Indienstellung des weiblichen Geschlechts. Zu den schmerzlichen Beobachtungen, die evangelische Patrioten auf dem Schlachtfelde von Leipzig machten, gehörte das völlige Fehlen weiblicher Genossenschaften zur Krankenpflege. Ein katholischer Beobachter erklärte 1820, „die Himmelsblume weiblicher Barmherzigkeit wachse nicht auf dem dünnen Sandboden evangelischen Glaubens“²¹⁹). jene „Witwen“ der apostolischen Zeit (1. Timoth. 5, 9) sind in der mittelalterlichen Kirche verschwunden. Was es mit den „Lohnfrauen“ im kirchlichen Dienst in Soest auf sich hat, ist noch nicht recht festgestellt: sie müssen eine ähnliche Stellung wie die Lohnherren (Provisoren) gehabt haben²²⁰). Die weiblichen Stifter vergessen allmählich ihrer ursprünglichen Bestimmung. Aber die Reformation besinnt sich wieder auf die altchristlichen „Witwen“. In Soest verordnet 1533 ein Zusatz zur „Schrae“, dem alten Stadtbuch, daß „den alden Wedewen in dem lüttiken Mariengarden (einem städtischen Stifte) sollen den Kranken wahren und hoden und under Dag und Nacht ehr Geld dairvannehmen“²²¹). Aber die Notwendigkeit, daß diese Krankenpflege bezahlt werden muß, läßt es zweifelhaft erscheinen, ob es sich hier mehr um eine Versorgung der Kranken oder jener Witwen handelt. Doch „de christlike Ordeninge der erkliken Stadt Minden“ von 1530²²²) läßt mehr erkennen: „Wär it nu Sake, dat etlike van den Frowen, de mit Pröwen begawet sind und stark wären, den Andern to denen, desülwen schollen sik to Behowe der Notdurft laten bruken.“

Auf reformiertem Boden finden sich Spuren von wirklichen Diakonissen, die aber wieder verwehen. Auf deutschem Boden verbot die Sitte der Frau, in der Öffentlichkeit hervorzutreten. Der Papst Pius VII. hielt dafür, die deutsche Frau sei zu unterwürdig und nachgiebig, um für Krankenpflege geeignet zu sein, die Engländerin

²¹⁹) Ecke, Die evangel. Landeskirchen Deutschlands, 1904, S. 346 ff.

²²⁰) Soester Zeitschrift XII, 1893/94, S. 115 f. u. S. 129.

²²¹) Iostes, Daniel, S. 327.

²²²) Richter, Kirchenordnungen I, S. 140.

sei zu steif und prüde, die Italienerin zu wenig ausdauernd, aber die Französin vereinige in sich alle nötigen Eigenschaften²²³). Am Niederrhein schlug nach den Freiheitskriegen der Gedanke an weibliche Liebestätigkeit zuerst Wurzeln. Im Jahre 1820 wirkte für das „Wiederaufleben der Diakonissen“ der alten Kirche der Pfarrer Klönne in Bislich bei Wesel²²⁴) und bereitete einem Fliedner den Weg.

Die Darstellung der Inneren Mission hat mit Nennung von drei Männern zu beginnen, die zwar nicht zu unserem Lande gehörten, aber dennoch lebensvoll auf unser Land eingewirkt haben. Genauer ist hier über sie nicht zu sagen; aber ihre Namen sind zu nennen.

Voran steht Johann Daniel Falk, der Gründer des Lutherstifts in Weimar, als Pförtner am Tore der Inneren Mission. Neben ihn tritt als zweiter der Zeit nach, aber an Bedeutung ihn weit überragend, Theodor Fliedner, der „Erneuerer des apostolischen Diakonissenamtes“²²⁵). War Fliedner Bahnbrecher auf dem Gebiete der weiblichen Liebestätigkeit, so geht endlich Wichern voran auf dem der männlichen Liebesbetätigung. Was Kaiserswerth für die Schwesternschaft ist, ist das Rauhe Haus für die „Brüder“ geworden.

Wendet sich nun die Darstellung der Inneren Mission in unserem Lande Minden-Ravensberg zu, so wird von vornherein im allgemeinen zu sagen sein, daß die Vertreter christlicher Liebe wohl nirgend sonst für alle Volksnöte ein so offenes Auge und hilfreiche Hand gehabt haben wie eben in unserem Lande.

Schon lange bevor Bodelschwingh, die leuchtende Gestalt der Inneren Mission, seine segensreiche Tätigkeit in unserem Lande begann, war die christliche Liebe am Werke, allerlei Not, die sie sah, zu lindern oder ihr abzuhelpen. Diese älteren Anstalten verdienen ein Wort der Erwähnung, zeigen sie doch den bereiten Boden, der Bodelschwinghs Werk alsdann zu solcher Blüte brachte. Diese älteren Anstalten sind vor allem Erziehungsheime für die erwachsende, aber gefährdete Jugend. In ihnen zeigt sich der Einfluß Wicherns, der in seinem „Rauhen Hause“ gerade diese Jugend ins Auge faßte. Es ist daher nicht wunderbar, daß sie zumeist in der Zeit entstanden, die auf Wicherns Auftreten auf dem Wittenberger Kirchentag (1848) folgte.

²²³) Uhlhorn, Liebestätigkeit III, S. 366f.

²²⁴) Vgl. Recklinghausen III, S. 220.

²²⁵) Vgl. G. Fliedner, Biographie seines Vaters. Kaiserswerth 1910.

Das Rettungshaus zu Schildesche darf als die erste größere christliche Anstalt in Minden-Ravensberg gelten (1850)²²⁶). Es war der Kandidat Rische, Hauslehrer bei Volkening in Völlenbeck, der „den ersten Spatenstich dazu in seinem Dachkammerlein im Pfarrhause“ tat. Ihn erfaßte das Erbarmen mit der gefährdeten Jugend. Er wußte Volkening und Huchzemeier für seine Gedanken zu gewinnen, die schon 1847 einen Aufruf zur Errichtung eines Rettungshauses ausgehen ließen. Am 21. Juni 1850 konnte der Grundstein des Hauses gelegt werden. Volkening begleitete seine drei Hammerschläge auf den Stein mit den Worten: „Wie diese drei Hammerschläge an den harten, kalten Stein klingen, um ihn zu weihen, so möge Gottes Gnadenhammer an die kalten, harten Kinderherzen schlagen, damit sie in diesen Mauern eine Weihe empfangen für die Ewigkeit. Und dazu sage Gott und ihr alle mit ihm, laut oder leise, wie ihr wollt: Amen!“ Und laut erscholl das Amen der Versammelten zum Himmel auf.

Der Name der Anstalt, Johannisstift, geht auf den Namen des Schildescher Kirchenpatrons, St. Johannes des Täufers, zurück, der auch dem Bache, an dem Schildesche liegt, den Namen des Johannisbaches gegeben hat. Das Haus ist zur Aufnahme von Knaben und Mädchen bestimmt und später auch mit einer Präparandenanstalt verbunden.

Das Rettungshaus Pollertshof zu Oldendorf unterm Limberge hat seinen Namen von dem Bauernhofe, auf dem es gegründet wurde. Schon seit 1848 hatte Pastor Rothert sich mit dem Gedanken an diese Gründung getragen. Zwei Knaben aus der Nachbarschaft Oldendorfs, die im Jahre 1850 vagabundierend bis nach Berlin gekommen und dort aufgegriffen waren, hatten in Rothert den Gedanken des Rettungshauses erweckt²²⁷). Sein Kollege Kuns Müller überließ ihm diese Betätigung; der spätere Kollege Hartmann wurde erst am 2. Februar 1851 in das Pfarramt zu Oldendorf eingeführt, als der Plan längst feststand. Im Jahre 1851 mietete R. zunächst auf eigene Hand das Haus; ein wöchentliches Bibellesekränzchen trat ihm zur Seite und bildete den Vorstand²²⁸). Wichern aber besuchte 1852 das Haus, war doch der Hausvater einer seiner Brüder aus dem Rauhen

²²⁶) Vgl. Zeugen und Zeugnisse, 1897, S. 150 ff.

²²⁷) Heppe, Evangel. Kirche in Westfalen, S. 498, Anm.

²²⁸) Schmalenbach, Innere Mission, S. 104; Bericht zum 25jährigen Jubeltage 1876, S. 5.

Hause, und er war sehr befriedigt von allem, das er sah. Und hier fand er auch einen Jünglingsverein, dessen Posaunenchor bei kirchlichen Festen mitwirkte²²⁹⁾. Das Haus trägt²³⁰⁾ „echt ravensbergischen Charakter, es riecht darin nach dem Worte Gottes und nach Schwarzbrot“.

Die Gründung der dritten Rettungsanstalt, „Gotteshütte“ bei Kleinbremen in der Nähe Mindens, fällt in das Jahr 1853²³¹⁾. Hier war es der Pfarrer Gößling, der „einen armseligen Kotten mit einer nicht minder elenden Scheune“, die aber auf einer die Gegend beherrschenden Anhöhe lagen, dem bisherigen Besitzer, der nach Amerika auswandern wollte, abkaufte und damit den ersten Schritt zur Gründung der Anstalt tat. Volkening war bei der Einweihung des Hauses und gab ihm den Namen. Sie trägt den Namen noch heute, obwohl sie längst aus der ärmlichen Hütte zu einem festen Hause, ja zu einer nicht unbeträchtlichen Häusergruppe herangewachsen ist.

Neben diese älteren Anstalten, die es hauptsächlich mit der sittlich gefährdeten Jugend zu tun haben, stellt sich die Blödenanstalt zu Volmerdingen, die es mit geisteschwachen und blöden Pfleglingen jeden Alters und beiderlei Geschlechts zu tun hat. Vom Südbhang des Wiehengebirges weithin ins minden-ravensbergische Land leuchtend, ist sie ein unübersehbares Zeugnis für die Kraft der Liebe, die auch Unmögliches möglich zu machen sucht. Der Gründer dieser Anstalt ist der Pastor Hermann Krekeler: ihn hatte, als er in Bethel ein Gehilfe Bodelschwinghs war, immer wieder schmerzlich berührt, wenn Geisteschwache, die nicht epileptisch waren, abgewiesen werden mußten. Dieser Kummer ließ die natürliche Schwermut, die auf dem eigenen Gemüte lastete, nicht zur Ruhe kommen. Als er eines Tages an der Scheune eines Bauernhofes vorübergeht, hört er eine laute Gebetsstimme: der Bauer kann es in der Nähe seines prozeßsüchtigen Nachbarn nicht mehr aushalten, ringt um Kraft und Licht von oben und kommt zu dem Entschluß, lieber nach Amerika auszuwandern. Da kauft Krekeler ihm am 2. Mai 1887 seinen Hof ab, hier ein Blödenhaus zu gründen, das er nach dem alten Nationalhelden „Wittekindshof“ benennt. Mit zwei Blöden wurde der Anfang gemacht, 1912

²²⁹⁾ Vgl. Die Innere Mission in Deutschland, Hamburg 1909, Rauhes Haus, Heft 4 u. 5.

²³⁰⁾ Nach Klein, Ravensb. Heimatbuch, S. 364.

²³¹⁾ Vgl. Klein, Heimatbuch, S. 363.

waren es 950, die in zwölf großen und kleineren Häusern betreut werden²³²).

Groß ist die Versuchung, hier einen genaueren Einblick zu tun in diese überaus rege Geschäftigkeit der christlichen Liebe in Minden-Ravensberg. Das ist für diese Übersicht einfach unmöglich. Man kann zusammenfassend nur andeuten, was sich hier an christlicher Liebestätigkeit findet. Wohl ist die Heidenmission ein Lieblingswerk, ja neuerdings hat man hier die Ostafrika-Mission neu übernommen; aber völlig ebenbürtig steht neben ihr die Innere Mission. Um all diesen Reichtum an Arbeiten und Erfolgen möchte man unser Land ein „Gottesland“ nennen. Wenn Bodelschwingh daran denkt, dann nennt er Minden-Ravensberg „das schönste Land der Erde“²³³). Er bestätigt damit den Eindruck, den Kauschenbusch schon im 18. Jahrhundert hatte, als die Erweckung (Weihe, Gohfeld) durch unser Land ging: „es ist Immanuel's Land“. „Ja, es dürfte“ — so urteilt ein neuerer Zeuge²³⁴) — „kaum ein anderes Land deutsch-evangelischer Zunge oder der ganzen evangelischen Christenheit gefunden werden, in welchem so viele Anstalten der Inneren Mission liegen, aus welchem so viele helfende Kräfte für Gottes Reich und Werk in der Äußeren und Inneren Mission wach wurden wie in Minden-Ravensberg.“ Dem sei noch ein anderes sachkundiges Urteil hinzugefügt²³⁵): Daß „sich in Deutschland kaum wieder eine Gegend wird finden lassen, die von so dichtem Maschenwerk von Arbeitsstationen dienender Nächstenliebe überzogen wäre wie die unsere“.

Die Gemeinden zu erwecken — „lebendige Gemeinden“ — das war es, worum es zur Zeit des Pietismus ging: „die Versammlungen“ waren die Schürer des heiligen Feuers. Sie pflegten in der Stille die verborgene Gemeinschaft der Herzen mit Gott. Sie sind heute zu einer tatkräftigen Vereinstätigkeit erwachsen, die den Kampf mit dem Argen in all seinen Gestaltungen aufgenommen hat, die die Jugend um das Panier des Kreuzes sammelt und mit hellen Posaunen Kunde gibt von Kampf und Sieg. Neben den Kirchen erheben sich mehr und mehr die Gemeindegäuser zur Pflege all des in der Gemeinde vor-handenen Lebens. Und dann die Herbergen zur Heimat, die Kranken-

²³²) Klein, Heimatbuch, S. 365f., und „Was die Liebe tut“, S. 238.

²³³) „Was die Liebe tut“, S. 317.

²³⁴) Düttemeyer, Gottestat, S. 21.

²³⁵) Klein, Ravensb. Heimatbuch, S. 362.

häuser, die Asyle für Entgleiste (Ummeln, Werther, Enger), Trinkerheilanstalten. Nicht vergessen sei auch die christliche Presse, die in ihren Sonntags- oder Gemeindeblättern die Herzen warm erhält, das vorhandene Leben pflegt und es in die Häuser trägt. Und die Pflegehäuser für Alte und Gebrechliche in Obernfelde, Mennighüffen, Enger, Bünde, Herford, Baldorf, Söllenbeck!

Die Bodelschwingschen Anstalten.

Wir kommen zu dem Höhepunkte auf dem Gebiete der Inneren Mission in unserem Lande, und zwar zu einem solchen, der wohl verdiente, nach seiner augenfälligen Bedeutung dem bisher Genannten vorangestellt zu werden, der aber um der Ordnung im ganzen willen erst hier folgen kann, wohin er nach der Zeit seiner Gründung gehört. Der Name der „Bodelschwingschen Anstalten“ ist zwar von ihrem Gründer abgelehnt worden. Aber er ist ebenso berechtigt wie der der „Frankischen Stiftungen“ in Halle und empfiehlt sich durch seine Kürze.

Friedrich von Bodelschwingh ist 1831 auf Haus Mark im Tecklenburgischen geboren. Nach allerlei vergeblichen Versuchen, seines Berufes gewiß zu werden, studierte er Theologie in Basel, Erlangen und Berlin. Im Jahre 1859 geht er als Pastor an die deutsch-lutherische Gemeinde in dem Pariser Vororte la Vilette. Im Jahre 1864 wird er in das Pfarramt zu Dellwig bei Unna im schönen Ruhrtale gewählt, um 1872 in Bielefeld den rechten Boden für seine besonderen Gaben zu finden und der Schöpfer seines Lebenswerkes zu werden. Hier lagen die Vorbedingungen für seine Tätigkeit besonders günstig. Das soll nicht verkannt werden. Als Hauptstadt des ravenbergischen Landes vereinigt Bielefeld alles das in sich, was zur Blüte der Anstalten beitragen konnte. Die selbst emporblühende Stadt bot in ihren reichen Mitteln, ihrem regen kirchlichen Leben, in dem christliche Einflüsse von alters her noch mächtig waren, in ihrem gesunden und anmutigen Berggelände, in das sie eingebettet ist, und in einem Kreise tatkräftiger, opferbereiter Männer Möglichkeiten wie keine andere westfälische Stadt. Daher fanden sich hier auch schon die Anfänge von dem, das Bodelschwinghs wunderbare Tatkraft dann zu hoher Blüte brachte. Hier hatte man 1866 Bethel als westfälisch-rheinische Epileptischenanstalt gegründet. Dem aus Württemberg ge-

rufenen ersten Hausvater Unföld war, als er schwankte, ob er dem Rufe folgen sollte, die „Losung“ wichtig geworden: „Lasset uns auf sein und gen Bethel ziehen“ (1. Mos. 35, 3). Das ergab den Namen der Anstalt. Hier kaufte Gottfried Bansi 1868 auch ein Haus für ein westfälisches Diakonissenhaus, das spätere Marienstift. Beide Anstalten standen gesondert und selbständig nebeneinander. Im Jahre 1867 trat Pfarrer Simon sein Amt als Vorsteher zunächst von Bethel an; er beteiligte sich dann 1867 an der Gründung des Diakonissenhauses. Beide Anstalten hatten schon unter ihm ein rasches Wachstum. Im Jahre 1872 folgte ihm, als er an eine der Stadtkirchen gewählt war, v. Bodelschwingh, der die Anfänge zu nie gedachter Blüte brachte.

Es stellte sich in Bethel bald heraus, daß man die Kranken, deren Zahl ständig wuchs, nach Geschlecht, Alter und Stand scheiden mußte. Die Folge war, daß sich um die Anstalt eine große Zahl von Einzelniederlassungen erhob, die Bodelschwingh mit biblischen Namen zu nennen liebte. Da diese Kranken vor allem der Arbeit bedürfen, um nicht trübem Grübeln zu verfallen, neue Berufe aber nicht lernen können, mußten immer neue Werkstätten errichtet werden. Die Kolonie wuchs von Tag zu Tage. Hatte man 1871 auf etwa 100 Kranke gerechnet, so waren es 1912 an 5000, die in 50 Häusern untergebracht sind²³⁶). Nach Siebold²³⁷) gehört diese Niederlassung armer Epileptischer zu den glücklichsten Ortschaften unseres Vaterlandes. Heimatlose haben hier eine Heimat gefunden, in der sie sich wohlfühlen. Keiner braucht vor dem anderen Scheu zu haben, denn alle leiden unter derselben Krankheit. Arbeitslos Gewordene stehen wieder in dem draußen für sie unmöglich gewordenen Berufe. Schwerleidenden wird ihr Leiden durch treue Pflege und ärztliche Kunst gelindert. Und obwohl nur wenige wirklich geheilt werden, so hat doch die Mehrheit das glückliche Gefühl, auf dem Wege der Genesung zu sein, und ihr Seufzen ist in Lied und Lobgesang verwandelt. Tröstlich und verheißungsvoll leuchtet die Inschrift an dem Hause, das am Eingange zu den Anstalten steht: „Zion hat der HErr gegründet, und daselbst werden die Elenden seines Volkes Zuflucht haben“ (Jes. 14, 32). Und wie leuchtet

²³⁶) Schäfer, Innere Mission und die Schule, S. 256; „Was die Liebe tut“, S. 220.

²³⁷) Bethel, S. 21.

die Inschrift am Haupthause in die Segenstiefen des Leidens: „Er wird sitzen und schmelzen und das Silber reinigen“ (Maleachi 3, 3).

Einen ähnlich raschen Siegesgang ist das Diakonissen-Mutterhaus Sarepta unter Bodelschwinghs Leitung seit 1872 gegangen. Nachdem das Marienstift sich bald als unzureichend erwies, ist das Diakonissenhaus in der Nachbarschaft Bethels entstanden und 1874 eingeweiht. Die Zahl der Schwestern wuchs wie die keines anderen Hauses. Im Jahre 1894 belief sie sich auf 641 bei einem jährlichen Zuwachs von durchschnittlich 30 Schwestern; davon waren 468 aus Westfalen²³⁸). Im Jahre 1912 zählte man 1328 Schwestern, die auf 395 Stationen arbeiteten²³⁹).

Auch diese Anstalt ist umgeben von Nebenhäusern, die zu bestimmten Zwecken errichtet sind, z. B. Kleinkinderschule, Diasporawaisenhaus, Erholungshaus für Schwestern (Salem), Feierabendhaus für alte Schwestern usw.

Zu dem Schwesternhaus trat 1877 die Brüderanstalt Nazareth. Sie erwies sich bei der wachsenden Zahl der Epileptischen in Bethel als eine Notwendigkeit. Der Grundstein zu einem eigenen Hause wurde 1881 gelegt. Der Johanniterorden trug die Kosten: davon soll das weiße Kreuz auf schwarzem Grunde — das Johanniterkreuz — im Giebel des Hauses Zeugnis geben. Möge allezeit das alte Wort, das vor den Krankenhäusern des alten Ordens zu stehen pflegte und zu geduldiger Arbeit an den Kranken mahnte, in den Herzen der Nazarethbrüder wirken: forsitan scintillula latet, vielleicht ist doch noch ein Lebensfünkeln vorhanden. Übrigens war bei den aufzunehmenden Brüdern „eine größere Sichtung und sorgfältigere Auswahl als bei den sich meldenden Schwestern nötig“²⁴⁰).

Einen ganz neuen und bis dahin unbekanntem Sproß am Baume der Inneren Mission trieb die christliche Liebestätigkeit durch Bodelschwinghs unermüdlchen Eifer in der Gründung Wilhelmsdorfs, der Kolonie der Brüder von der Landstraße (1882), an das sich die „Friedrichshütte“, ein Asyl für Trunksüchtige, angeschlossen. Beide liegen räumlich von den „Anstalten“ getrennt in der Senne in der Nähe von Friedrichsdorf, das aber nicht, wie Siebold²⁴¹) sagt, von Friedrich

²³⁸) Siebold, Sarepta, S. 23f.

²³⁹) „Was die Liebe tut“, S. 318.

²⁴⁰) Siebold a. a. D. S. 230.

²⁴¹) a. a. D. S. 280.

dem Großen, sondern von Friedrich von York, evangelischem Bischof von Osnabrück, den Namen hat (gegründet 1790). Dazu gehören die Moorkolonien (Freistatt). Im Jahre 1886 gab es schon 15 solcher Kolonien wie Wilhelmsdorf in Deutschland. Überhaupt nahm sich die Innere Mission auf Bodenschwinghs Anregung der wandernden, heimatfremden Bevölkerung mit warmem Eifer an. Die Zahl der Herbergen zur Heimat wuchs schnell; Bauvereine für Errichtung und Erwerbung eigener Häuser entstanden weithin.

Hier wären noch die Anstalten zur Pflege verwahrloster und gefährdeter Jugend zu nennen, die in Zusammenhang mit den Bodenschwinghschen Anstalten entstanden sind ²⁴²⁾.

Den Mittelpunkt der Bielefelder Anstalten bildet die Zionskirche, zu der Kronprinz Friedrich 1883 den Grundstein legte. Eingeweiht wurde sie 1884. Damals überreichte der Generalsuperintendent Nebe dem anwesenden Prinzen Albrecht den Schlüssel der Kirche mit den Worten: „Wie jetzt der Königssohn dem Gottessohn die Tür dieser Kirche aufschließt, so schließe einst der Gottessohn dem Königssohn die Tür des Himmels auf.“ Der Prinz aber sprach, während er aufschloß: „So spricht der Herr: Ich bin die Tür; so jemand durch mich eingeht usw.²⁴³⁾.“ Zu dem Bau hatten alle fünf Erdteile beigesteuert; die drei ersten deutschen Kaiser stifteten jeder ein Chorfenster.

Die Gesamtheit dieser Anstalten macht keineswegs einen anstaltlichen, sozusagen geschlossenen Eindruck. Und das ist ein großer Vorzug. Es ist, wie das Wichernsche Rauhe Haus, eine Siedlung, die christliche Liebe erdacht und ausgeführt hat. Die einzelnen Häuser und Häuschen, deren jedes seinen bestimmten Zweck hat, liegen in dem welligen Gelände zerstreut und sind von Gärten umgeben. Ein herrlicher Wald liegt schützend um sie gebreitet und zieht sich durch sie hindurch. In ihm liegt auch der Festplatz der lebenden Insassen — und man feiert hier schöne Feste mit Gesang und Posaunenschall — wie der Friedhof der Abgeschiedenen. Hier ist nichts zu spüren von der Engigkeit des alten Pietismus, die die Franckischen Stiftungen kennzeichnet.

In dem allen, was in Berg und Tal des Teutoburger Waldes vor unser Auge tritt, schaut uns die Persönlichkeit des Gründers an.

²⁴²⁾ Vgl. über sie Klein in Ravensb. Heimatbuch, S. 364.

²⁴³⁾ Joh. 10, 9.

Alles ist sinnig ausgedacht, zeugt von einer Kraft der Liebe, die sich bis auf den letzten Blutstropfen für andere opfern kann, und von einem Glauben, der Berge versetzt, weiß aber nichts wie von jener Engigkeit so von ästhetischer Beschränktheit: aufgetan war dem, der das alles schuf, der Blick für das Schöne, das wahrhaft Schöne. Auch die Natur sollte hier ihren Schöpfer loben.

Wir vermögen keine erschöpfende Charakteristik Bodelschwings zu geben. Das müssen wir denen überlassen, die ihm im Leben näher standen, seinen vertrauten Mitarbeitern. Hier seien nur einzelne Striche zu seinem Bilde gezeichnet, wie sie sich bei einigen Berührungen ergaben. Sie können ihn vielleicht zeigen, wie er vor den Augen seiner Zeitgenossen stand. Der durch alles hindurchleuchtende Grund seines Wesens war die aus dem Glauben geborene Liebe, dankbare Liebe. Sie gab ihm jene Worte, mit denen er des Pastors von Velsen gedachte, der ihn wohl zuerst, schon als Konfirmanden, zu seinem Heilande geführt. Sie gab ihm aber auch die nichts scheuende Treue, mit der er auch dem einzelnen nachging. Als er einst auf der Straße in Norderney den bekannten Prediger Schwalb aus Bremen von ferne sah, mit dem er als Student in Basel eng verbunden gewesen, der aber seitdem religiös ganz haktlos geworden war, entbrannte in ihm sein Herz, und als Schwalb ihm auswich, eilte er ihm nach, um ihm ein ernst-freundliches Wort zu sagen. Dem Trinker in Dellwig, seiner früheren Gemeinde, sprang er durch das Fenster nach, durch das jener vor dem Andringen seines Pastors geflohen war. Er gab den Glauben an keinen auf, vergaß keinen mit einem Gedächtnis der Liebe, das erstaunlich war. Als um 1895 die Mutter eines 1870 vor Meß Gefallenen das Grab ihres Sohnes auf dem Friedhofe zu Urs Laquenerg feststellen wollte, war er es, der es mußte: „Der liebe Bruder Kirchhof ist in meinen Armen gestorben, und ich habe ihn begraben.“ Das Infanterie-Regiment Nr. 13 aber errichtete seinem toten Unteroffizier auf dem bezeichneten Grabe ein schönes Kreuz. Und wie werden erst seine Schwestern seine Treue zu rühmen wissen! Und die ihm Befohlenen in seinen Anstalten! Er kannte sie alle, ihre Nöte lagen ihm am Herzen! Die Sorge für sie und ihr zeitliches wie ewiges Heil erfüllte all sein Denken. Für sie tat er alles; nichts wurde ihm zu schwer. Ein Brief von ihm wird als kostbare Reliquie verwahrt mit dem bezeichnenden Schluß: „Dein ewig bittender, aber auch ewig angebettelter Bodelschwing.“ Und

es war eine demütige Liebe, die in ihm war. Alle Ehrungen wies er ab: „Meine Mitarbeiter haben die Last, und ich soll die Ehre haben —“, sagte er, als ihm der Ehrendoktor der Theologie verliehen wurde. Auch schwere Lebensschläge trug er still gefaßt. Des sind die Gedenksteine auf den Gräbern seiner vier Kinder auf dem Friedhof zu Dellwig Zeugen. Er war allen, die ihn kannten, „der liebe Bruder Bodelschwings“ und war doch ein Großer im Reich Gottes, und er war der Große, weil er klein war vor sich selbst. Er war eine kirchengeschichtliche Persönlichkeit, von der noch späte Geschlechter reden werden.

Zwei eigenartige Betätigungen der christlichen Liebe in Minden-Ravensberg sind endlich noch zu nennen, die das Gesamtbild erst vervollständigen und so, wie sie sind, sich wohl nur in unserem Lande finden.

Die Erweckung wirkte in unserem Lande auch auf ein Lebensgebiet hinüber, auf dem mancher sie vielleicht lieber nicht sähe, nämlich auf das politische. „Verquickung von Religion und Politik“ wird weithin abgelehnt. Es wird darauf ankommen, was man darunter versteht. Wir kennen das Wort des greisen Goethe: „Das eigentlichsste und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt doch der Konflikt des Glaubens und Unglaubens.“ Weltanschauung, Lebensauffassung, Stellung zu allem, das uns umgibt in der Gemeinschaft, in der wir stehen, auch die zum Staatsleben, ist zuletzt abhängig von dem, was im Mittelpunkte des gesamten persönlichen Innenlebens des Menschen entscheidet, d. h. von seiner religiösen oder irreligiösen Einstellung. Herrscht hier der positive christliche Glaube, dann muß er sich im ganzen Leben auswirken; herrscht der Unglaube, dann ist es nicht anders. Die Aufklärung aber hat den Glauben in den Herzen weithin verschüttet; die Erweckung hat hier den Kampf mit ihr aufgenommen, aber sie mußte nun darum ringen, den Glauben auch in alle Lebensgestaltungen hineinzuleiten. Man hat gedacht, ihm darin mit dem Worte entgegenzutreten zu können: „Religion ist Privatsache“; aber es hat sich immer wieder herausgestellt: „Nichtreligion ist Parteisache“. Wohl hat es immer einen „versonnenen Pietismus“ gegeben, der glaubte, seinen Glauben tief im Herzen für sich bergen zu können, ohne um das Leben und die Dinge der Welt sich kümmern zu müssen; aber schon Joh. Daniel Falk sprach von dem „himmlischen Egoismus des Pietismus“; und der

Glaube wird seiner Bestimmung nicht gerecht, der nicht bekennt. Ganz anders der Puritanismus in England. Durch Teilnahme am politischen Leben hat er bleibenden Einfluß nicht bloß auf das sittliche, sondern auch auf das öffentliche Leben Englands erlangt. Der deutsche Pietismus aber blieb in der Ecke und verknöcherte²⁴⁴). Damit berührt sich das Wort Blumhardts: Eine doppelte Bekehrung ist nötig; zuerst gilt es, aus einem natürlichen Menschen ein geistlicher und dann wieder aus einem geistlichen ein natürlicher Mensch zu werden. So wird Schmalenbach recht haben, wenn er einmal sagt²⁴⁵): „So gewiß der Geistliche nicht zum praktischen Politiker berufen ist, so gewiß gibt es politische Fragen, die unbedingt in dem sittlichen und religiösen Gefühl wurzeln, daß die Kirche sich selbst tödlich verletzen würde, wenn sie sich hier für neutral erklären wollte!“ Die Mindner Kreis-synode²⁴⁶) hatte über diese Frage eine eingehende Besprechung und war gleichen Sinnes.

Minden-Ravensberg ist ein konservatives Land. Es ist ein Bauernland. Sein welliges Gelände zwischen dem Osning und dem Wiehengebirge bietet alles, das dem Ackerbau förderlich ist — fruchtbare Fluren, auf den Höhen den Buchenwald, in den Tälern Bäche, die zur Weser eilen, und mitten darin die uralten Höfe in ihren Eichenkämpfen und die Kirchtürme, die ernst himmelwärts weisen. Es ist ein Bauernland, das — soweit die Geschichte zeugen kann — immer von demselben altgermanischen Stamme bewohnt wurde wie heute noch. Darauf weisen uralte Überlieferungen, vererbt von Geschlecht zu Geschlecht. Um den Springquell „Buschbrunnens“ bei Oldendorf webt noch der Name der „Frau Holda“, die die Kindlein ihren Eltern zusendet, und der Eintwurm, der ihn bewacht, lebt noch in dem Limberge, der über ihm sich erhebt. Von Hermann, der „Lärm anschlägt“, singen noch die Kindlein auf der Straße, und „König Weking“ — wer kennt ihn nicht! Land meiner Väter — ich grüße dich, du Land alter Sagen und alter Sitten, du Land der Treue!

Und wenn in diesem Lande sich politische Gedanken regten, so konnten es nicht andere sein, als die die Treue eingab. Seit dreihundert Jahren war das Land mit den Hohenzollern verbunden, denen es sein größtes Gut, die Gewissensfreiheit, verdankte. Wohl hatte

²⁴⁴) Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert II, S. 345.

²⁴⁵) Hengstenberg III, S. 205.

²⁴⁶) 1848, S. 3.

auch ihm die Gegenreformation gedroht, als der katholisch gewordene Pfälzer (1609) die Hand nach ihm ausstreckte. Aber „der Große Kurfürst“ blieb Sieger und ward zum Retter, und Dankbarkeit verband mit seinem Geschlecht für immer.

Wohl war der christlich=evangelische Gedanke auch in unserem Lande in der „Aufklärung“ fast erstorben. Aber jetzt ging die „Erweckung“ wie ein Sturm durch das Land, alles erweckend, was da schlief. Mächtig flutete die geistliche Bewegung und stellte auch das ganze öffentliche Leben in das Licht des Wortes Gottes. Aber man mußte wohl und sollte es bald deutlich genug merken, mit welchem Gegner man es zu tun hatte. Ein Synodalprotokoll²⁴⁷⁾ führt aus: „Es ist eine Partei auch bei uns zu spüren, die offen darauf ausgeht, allen positiven Glauben zu untergraben, die den Materialismus, die Gottesleugnung predigt, das Heiligste schonungslos angreift und alles Bestehende umzustürzen sucht, die Ewigkeit und Vergeltung in das Gebiet der Fabel verweist und den Glauben an ein Jenseits für ein Hirngespinnst erklärt, die, um das Volk zu gewinnen, Freiheit und Gleichheit und ein Leben des Genusses in Aussicht stellt. Wenngleich wir nicht zu erlangen brauchen bei solch törichtem Vornehmen, so dürfen wir es als ein Zeichen der Zeit nicht unbeachtet lassen. Jene Partei treibt ihr Wesen nicht allein bei den Gebildeten, denn wahre Bildung wird es verachten, sondern namentlich bei der geringeren Volksklasse und sucht Anhänger an allen Orten.“ Die Synode erklärte sich einverstanden mit diesen Äußerungen des Superintendenten.

Laut rauschte der Widerstand wider den erwachten Glauben auf. Da schrieb etwa der radikale „Volksfreund“²⁴⁸⁾: „Der Pietismus, d. h. die Macht des Pfaffentums, sei die gewaltigste aller reaktionären Mächte, deshalb müsse er gestürzt werden.“ Man nahm Partei für die in Porta gegründete freie Gemeinde und wettete gegen die „Irrenanstalt zu Gütersloh“, nämlich das dort neugegründete Gymnasium. Freilich gerade in dieser Stadt fand man kein Verständnis. Das Volk zog vielmehr nach Auflösung einer demokratischen Versammlung, vaterländische Lieder singend, durch die Stadt und brachte Hochs auf den König aus²⁴⁹⁾. Gütersloh war von alters her ein Sitz des „Pietis=

²⁴⁷⁾ Bielefeld 1844, S. 15.

²⁴⁸⁾ Minden=Ravensberger Festschrift 1909, S. 74.

²⁴⁹⁾ Raeller, Die konservative Partei in Minden=Ravensberg, S. 55.

mus“ gewesen und hatte noch jüngst ein Jahrzehnt Volkening zum Pastor gehabt. Aber der Bielefelder Superintendent konnte mitten in dem Wirrsal des Jahres 1848 von seiner ganzen Synode sagen: „Bei der großen Mehrzahl unserer Gemeindeglieder gilt noch das alte Wort: Fürchtet Gott und ehret den König²⁵⁰⁾.“

So also war es: die Geistlichen, die Träger der geistlichen Erweckung waren, fühlten sich verpflichtet, sich um Politik zu kümmern, die doch ein Gebiet war, auf dem auch über den christlichen Glauben eine gewaltige Entscheidung fiel. Man lebte der Überzeugung²⁵¹⁾, daß, weil das politische Leben gar oft in das kirchliche Leben übergreift, auch der Pfarrer nicht gleichgültig bleiben dürfe. Wenn er in der Gemeinde die zerstörenden Mächte die Oberhand gewinnen sieht, kann er sich der politischen Arbeit nicht entziehen. Die Erkenntnis brach sich immer stärker Bahn, daß die Kirche, wenn sie auf die ihr ferner Stehenden einwirken will, die Dinge nicht gehen lassen darf wie sie wollen. Man überzeugte sich von der Notwendigkeit, daß in einem konstitutionellen Staate christlich königstreue Männer in den parlamentarischen Körperschaften sitzen sollen. Schmalenbach aber sagte²⁵²⁾: „Sich damit zufriedengeben, daß die Politik eine Sache für sich sei und die Kirche wohl die Aufgabe habe, das Christentum zu pflanzen, das übrige aber gehen lassen dürfe, ist ein schlechtes Auskunftsmittel.“ Oder sollte man wortlos die demokratische Presse gegen die „pietistischen Mucker“, wie vor allem gegen die Missionsfeste donnern lassen, wie etwa der „Volksfreund“²⁵³⁾ 1849 schrieb: „Ein Haupthebel für das pietistische Pfaffentum, um das arme, hungrige Volk in geistiger und materieller Unterdrückung zu halten, sind die sogenannten Missionsfeste. Die pietistischen Heuchler trommeln zu diesen Versammlungen das Volk aus allen Weltgegenden zusammen.“

An die Seite der Geistlichen stellte sich seit 1849 auch der „Evangelische Lehrerverein“²⁵⁴⁾, aus dem besonders Budde (Laar) erwähnt sei²⁵⁵⁾. Auch die „Gemeinschaften“ sahen in der politischen

²⁵⁰⁾ Synodalprotokoll 1848, S. 7.

²⁵¹⁾ Budde, Geschichte der konservativen Partei in Ravensberg, 1901; vgl. Kaeller a. a. D. S. 59, Anm.

²⁵²⁾ Die Innere Mission in Westfalen, S. 55.

²⁵³⁾ Kaeller a. a. D. S. 60, Anm.

²⁵⁴⁾ Kaeller a. a. D. S. 68f.

²⁵⁵⁾ Hoener a. a. D. S. 13f.; Kaeller a. a. D. S. 68f.

Bewegung ein Werk Gottes. Bezeichnend für die enge Verbindung zwischen Religion und Politik, wie sie hier bestand, ist, daß der sogenannte blinde Heermann, jener Führer der Versammlungen, einer der Eifrigsten bei der Gründung der christlich-konservativen Partei und der Arbeit für sie war²⁵⁶⁾.

Die Verbindung „christlich-konservativ“ trat auch in der Presse klar zutage; vor allem ist das „Evangelische Monatsblatt“ dafür ein historischer Zeuge. Im Jahre 1845 vom Vorstande der ravensbergischen Missionshilfsgesellschaft gegründet, gewann es bald nachhaltigen Einfluß zumal auf die Landbevölkerung. Voran stellte es eine Predigt, die man nicht entbehren wollte, führte dann in einzelnen Aufsätzen durch den ganzen Umkreis dessen, was einem Christenmenschen am Herzen liegen kann, und endete mit einer eingehenden politischen Monatschau. Schriftleiter waren zunächst Schröder (Bünde), Volkening (Söllnbeck), Schmalenbach (Mennighüffen). Anerkannt weit hin war gerade die politische Umschau, zumal als Bernhard Volkening sie schrieb. Sie erfreut sich noch heute des besten Rufes. Die Abonnentenzahl des „Blauen Buches“ stieg 1874 bis auf fast 14000²⁵⁷⁾. Huchzermeyer war 1848 Abgeordneter der Nationalversammlung zu Berlin²⁵⁸⁾.

So waren Religion und Politik eng verbunden. Das tritt auch in den Führern der Bewegung hervor. Man kann zweifeln, wer der eigentliche Führer war, ob Stroffer oder Volkening. Immerhin war Stroffer, so tief er in der Religion verankert war, auch ein Politiker. Sein Vater war ein Elsässer, aber 1793 in preußische Gefangenschaft geraten und danach in Preußen geblieben. Sein Sohn, Karl Stroffer, war 1819 in Silberberg in Schlesien geboren, im Potsdamer Militärwaisenhaus erzogen, 1837 ins Heer getreten. 1852 wurde er Amtmann zu Blotho und kam 1855 als Bürgermeister nach Herford. Hier wurde er der Organisator der Partei²⁵⁹⁾. Um ihn sammelten sich die christlichen und konservativen Kreise unseres Landes. Er durchzieht das Land, hält teilweise drei bis fünf Versammlungen in der Woche auf den „Deelen“ der Bauernhöfe, die fast immer gedrängt

²⁵⁶⁾ Raeller a. a. D. S. 47.

²⁵⁷⁾ Hoener a. a. D. S. 17.

²⁵⁸⁾ Bielefelder Synodalprotokoll 1848, S. 5.

²⁵⁹⁾ Raeller a. a. D. S. 76, Hoener a. a. D. S. 11.

voll sind und 800—1000 Menschen aufnehmen²⁶⁰). Als im Jahre 1861 in Berlin die Preussische Konservative Partei gegründet wird, ist auch Stroffer anwesend und erklärt dort²⁶¹): „Ich bin mit Ravensberger Landsleuten hierher gekommen; das Landvolk gerade hat mich ersucht, hier in Ihre Mitte zu treten, kein eigener Wille bloß hat mich hierher getrieben. Die Ravensberger Bauern sind ebenbürtig den ältesten Geschlechtern des Vaterlandes; seit einem Jahrtausend erben die Höfe fort von Geschlecht zu Geschlecht; ihre Urahnen haben zusammengestanden mit ihrem Fürsten Wittekind gegen den mächtigen Karl den Großen; mögen sie immerdar zusammenhalten mit allen konservativen Elementen des preussischen Vaterlandes.“ Es waren die traurigen Zeiten der Konfliktsperiode, als selbst der König abdanken wollte. Da brachte eine ravensbergische Deputation die von Stroffer verfaßte Adresse an den König. Der Kolon Bockschaz von Töllenbeck überreichte sie dem König und gelobte für sein Land, „in Unbeugsamkeit bis zum Tode die Treue zu halten“. „Mit Gott für König und Vaterland‘ soll unser und unserer Kinder Wahlspruch bleiben!“ Dann kam der große Tag zu Ehren des Kriegsministers von Roon auf dem Sewingschen Hofe in Laar bei Herford. Roon war nach Westfalen gekommen, um das 50 jährige Jubiläum des 15. Infanterie-Regiments in Minden, dem er selbst angehört hatte, und in dem die Söhne von Minden-Ravensberg so gern dienen, mitzufeiern. Stroffer begrüßte den Minister, und 10000 Anwesende jubelten ihm Beifall. Der Minister aber dankte tief ergriffen: „Ich komme mir vor wie ein Wanderer, der sein schweres Bündel durch eine öde Wüste geschleppt hat und plötzlich an eine grüne Dase kommt. Es tut mir wohl, heute in viel tausend treue Augen zu sehen, nachdem ich so lange in Augen des Hasses habe sehen müssen.“ Bei diesem Feste kam auch die niederdeutsche Sprache zu Ehren. Der Kolon Dallmann brachte in dem heimischen Platt ein Hoch auf den Minister aus; der aber antwortete dem Westfalen in pommerschem Platt: da strahlten die Gesichter. Der „Preussische Volksverein“ des Kreises Lübbecke aber ließ es sich nicht nehmen, einen besonderen Gruß durch seine beiden Abgesandten von Oheimb (Holzhausen) und Rothert (Oldendorf) dem Minister auszurichten und auch seinerseits das Gelöbniß der Treue abzu-

²⁶⁰) Kaeller a. a. D. S. 82.

²⁶¹) Kaeller a. a. D. S. 81f.

legen²⁶²). Den Beschluß machte Volkening mit einer köstlichen Rede über das Wort: „Fürchtet Gott, ehret den König²⁶³).

Das war nur ein Tag unter vielen, die hin und her im Lande gehalten wurden. Mit dem Gesange eines Chorals und mit einem Gebet wurden diese politischen Versammlungen eröffnet und geschlossen. Auch auf den Festen der Mission fand sich Gelegenheit zu einem politischen Wort²⁶⁴). Im Jahre 1885 trat Stroffer zurück²⁶⁵). Doch war er schon 1872 aus Ravensberg geschieden, als er nach Münster als Direktor der Strafanstalt versetzt wurde. Die Versammlung zu Laar hatte ihm damals auf Schmalenbachs Vorschlag das Lied gesungen: Ich hatt' einen Kameraden²⁶⁶).

An der Seite Stroffers stand allezeit Volkening. Er ließ sich auf Einzelheiten des politischen Kampfes nicht ein, aber er vertrat die religiöse Grundlage, die christliche Weltanschauung, aus der die Bewegung ihre Kraft zog. Er sprach die Anfangs- und Schlußgebete, die er zu einem eisernen Bestande auch der politischen Versammlungen machte, daß es die Ravensberger stark befremdete, als man bei Gründung des Preußischen Volksvereins in Berlin ohne Gesang und Gebet begann²⁶⁷). So stand auch Volkening mitten in der politischen Bewegung, und „die Männer von Intelligenz und Gesinnung klagten“, daß Volkening ihre Abgeordneten bestimme²⁶⁸). Später²⁶⁹) trat Schmalenbach an seine Stelle, der die ganze Leitung der Partei übernahm. Unter ihm erlebte die Partei eine zweite Blütezeit (1879 bis 1884). Durch Schmalenbach wurde von Kleist (Rehew) nach Ravensberg gezogen, der 15 Jahre lang Abgeordneter von Herford-Halle war. Jetzt (schon 1877) kam der hessische Pfarrer Diez nach Bielefeld. Die „Neue Westfälische Volkszeitung“ entstand. Wieder stand ein Politiker (Diez) neben einem Pastor (Schmalenbach), beide Hand in Hand miteinander gehend. Schmalenbach leitete die Verhandlungen ein, deren politischen Teil Diez übernahm²⁷⁰).

²⁶²) Zeugen und Zeugnisse, 1897, S. 128.

²⁶³) Hoener a. a. D. S. 90.

²⁶⁴) Raeller a. a. D. S. 14.

²⁶⁵) Hoener a. a. D. S. 60.

²⁶⁶) Zeugen und Zeugnisse, 1901, S. 27.

²⁶⁷) Raeller a. a. D. S. 81.

²⁶⁸) Kuhl, „Herford 1848“, S. 40.

²⁶⁹) Etwa seit 1872; Hoener a. a. D. S. 32.

²⁷⁰) Hoener a. a. D. S. 42.

Die Landtagswahl von 1888 war der letzte große aus eigener Kraft errungene Sieg der christlich-konservativen Partei: alle drei Wahlkreise waren konservativ vertreten. Aber es traten Wandlungen ein. Wohl rührten sich die christlichen Elemente auch jetzt noch: Pfarrer Iskraut und Pastor von Bodelschwingh traten für sie ein. Aber die Verhältnisse gestalteten sich immer ungünstiger. Am Hofe des jungen Kaisers wandte man sich von den Ravensbergern ab²⁷¹). Die Sozialdemokratie wuchs. Hatte sie 1869 in Minden-Lübbecke nur 451 und in Bielefeld 962 Stimmen, noch 1884 in Herford-Halle nur 985 Stimmen, so wurde das allmählich anders. Innerhalb der Partei kamen Abspaltungen auf, die bisher durch die christliche Tendenz zurückgehalten waren. Die agrarische Interessenvertretung trat mehr und mehr in den Vordergrund²⁷²). Die christlich-soziale Bewegung (Stöcker) suchte sich, nicht ohne Schuld der Berliner Parteileitung, selbständig zu machen²⁷³). Auch traten Deutsch-soziale auf²⁷⁴). Auch die recht eigentlich pietistischen Kreise, die bisher die treuesten und verlässlichsten Stützen der Partei gewesen waren, zogen sich vielfach vom öffentlichen Leben in die Stille zurück²⁷⁵). „Im Winter 1892/93 zog der Evangelisator Schrenk in Bielefeld in seinen Versammlungen auch gegen den politischen Parteigeist zu Felde und pflanzte dadurch in viele christlich-konservative Herzen den Zweifel an der Berechtigung ihrer politischen Tätigkeit, die sie bisher als heilige Verpflichtung empfunden hatten.“ Auch die Arbeit mancher Sekten wie der Irvingianer ging nach derselben Richtung.

Immerhin hatte die christlich-konservative Partei in Ravensberg noch Männer, die das alte Banner treulich hüteten. Genannt seien Justizrat Klasing und Pastor D. Möller (Gütersloh). Pastor von Bodelschwingh aber mag ein letztes Wort haben. Er schrieb dem damaligen Kronprinzen, späteren Kaiser Friedrich²⁷⁶): „Das Wohl und Wehe unseres Vaterlandes hängt nicht von einem Menschen ab und darum auch nicht von Stöcker. Aber wenn die Fahne sich senkt, die er erhoben hat, die im vollen Sinne christlich-konservative und christlich-soziale

²⁷¹) Hinzpeter; Hoener a. a. D. S. 73f.

²⁷²) Bund der Landwirte; Hoener a. a. D. S. 36 u. 103.

²⁷³) Hoener a. a. D. S. 97.

²⁷⁴) Hoener a. a. D. S. 90.

²⁷⁵) Hoener a. a. D. S. 90.

²⁷⁶) Hoener a. a. D. S. 102.

Fahne, dann werden wir den Mächten des Umsturzes anheimfallen, und auch die Fahne des Hohenzollernhauses wird sich senken.“ Unvergessen sei auch das Wort Niebuhrs, des großen Historikers: „Ohne Divinität — ohne das Göttliche — sinkt die Humanität — die Menschheit — zur Bestialität herab²⁷⁷⁾.“ Und will man immer noch an dem Scheltwort „Verquickung von Religion und Politik“ festhalten, so sei das Wort Webers²⁷⁸⁾ unser Schlußwort: „Die Kirche soll das Gewissen des Volkes in seinen öffentlichen Angelegenheiten sein; sie ist zur Mitarbeit an den politischen und sozialen Fragen berufen.“

Das Gymnasium zu Gütersloh.

Mit rein politischen Maßnahmen kann man eines Volkes religiöse und sittliche Schäden nicht heilen. Es gilt, tiefer zu graben und an die Wurzeln zu kommen, aus denen das Verderben emporkwächst. Die Träger der Erweckung konnten nicht anders, wollten sie die Heilung der offenbar gewordenen Schäden herbeiführen, als auf das heranwachsende Geschlecht zu sehen, von früh auf es im Sinne des Evangeliums zu erziehen und fest zu machen. Das hatte einst schon Luther ausgesprochen: „Wenn dem Teufel ein Schaden geschehen soll, der da recht beiße, der muß durchs junge Volk geschehen, das in Gottes Erkenntnis aufwächst und Gottes Wort ausbreitet und andere lehrt. Derhalben bitte ich euch alle, meine lieben Herren und Freunde, um Gottes und der armen Jugend willen, wöllet diese Sache nicht so geringe achten, wie viele tun, die nicht sehen, was der Welt Fürst gedenkt. Denn es ist eine ernste und große Sache, da Christo und aller Welt viel an liegt, daß wir dem jungen Volk helfen und raten... Lassen wir's so hingehen ohne Dank und Ehre, so ist's zu besorgen, wir werden noch greulichem Finsternis und Plage leiden. Lieben Deutschen, kauft, weil der Markt für der Tür ist, sammelt ein, weil es scheint und gut Wetter ist, braucht Gottes Gnaden und Wort, weil es da ist. Denn das sollt ihr wissen, Gottes Wort und Gnade ist ein fahrender Plagregen, der nicht wiederkommt, wo er einmal gewesen ist. Er ist bei den Juden gewesen, aber hin ist hin; sie haben nun nichts. Paulus bracht' ihn in Griechenland; hin ist hin, sie haben nun den Türken. Rom und latinisch Land hat ihn auch gehabt; hin ist hin,

²⁷⁷⁾ Weber, Geschichte des religiösen Deutschland, S. 9.

²⁷⁸⁾ a. a. O. S. 13.

sie haben nun den Papst. Und ihr Deutschen dürft nicht denken, daß ihr ihn ewig haben werdet; denn der Undank und Verachtung wird ihn nicht bleiben lassen. Drum greife zu und halte zu, wer greifen und halten kann; faule Hände müssen ein böses Jahr haben.“

Dieses Wort, das Luther einst im Beginn der Reformation „an die Ratsherren aller Städte deutsches Landes“ geschrieben²⁷⁹⁾, schlug auch jetzt durch, wie Feldner²⁸⁰⁾ bezeugt. So hatte einst die christliche Kirche durch Schulen sich in unserem Lande eingeführt — man denke an die vielen geistlichen Stifter —; so dachte später der hallische Pietismus — man denke an A. H. Francke —; so wollte man es auch jetzt halten. Gewiß, es gab überall bei uns im Lande Schulen, auch Gelehrtschulen. Aber es war nicht zu leugnen, daß die Schicht der Gebildeten zuerst dem kirchlichen Leben entfremdet war. Das hatte seine Gründe in der Aufklärung, von der man herkam, und die nicht nur den Religionsunterricht auf unseren Gymnasien beherrschte, sondern den ganzen Unterricht durchfäuerte. So galt es, etwas ganz Neues zu schaffen.

„Hätte man freilich gewußt, an welcher Unternehmung man die Hand zu legen im Begriff sei, welche eine Reihe von Wundern Gott tun müsse, um die Sache nicht zuschanden werden zu lassen, so hätte wohl schwerlich einer den Mut gehabt, mitanzugreifen.“ So überlegt fünf- undzwanzig Jahre später am Jubiläumstage Huchzermeyer, der selbst unter den Gründern war²⁸¹⁾. Aber man besprach sich nicht mit Fleisch und Blut, sondern ging tapfer ans Werk.

Also die Gründung des Gymnasiums zu Gütersloh! Der erste Gedanke ging von Pastor Feldner in Elberfeld aus. 1849 fand eine Versammlung statt, in der der Plan näher festgestellt wurde. Es handelte sich auch um die Wahl des Ortes. Es kam neben Halle i. W. vor allem auch Hörter in Frage, für das besonders Beckhaus eintrat; und hier konnte man an die uralten Überlieferungen Korveys anknüpfen. Das war für manchen sehr verlockend. Aber Hörter lag zu weit ab. Man entschied sich für Gütersloh, das freilich erst seit 1824 eine Stadt war, dessen Bürgerschaft aber seit langem unter christlichem Einfluß stand. Und Volkening hatte hier zuletzt noch tatkräftig gewirkt zehn Jahre lang.

²⁷⁹⁾ 1524; Erlanger Ausgabe 22, S. 173 u. 176.

²⁸⁰⁾ Schmalenbach, Innere Mission, S. 77.

²⁸¹⁾ Jubiläumsschrift 1876, S. 6.

Zum Präses des Kuratoriums wurde Huchzermeyer (Schildesche) gewählt. Der § 11 der Satzungen bestimmte: Das evangelische Gymnasium zu Gütersloh bezweckt neben der wissenschaftlichen Ausbildung zur Universität ganz besonders die christliche Erziehung der Schüler auf dem Grunde des Wortes Gottes und der kirchlichen Bekenntnisse²⁸²). Am 17. Juni 1851 fand auf einem Feste der Inneren Mission die feierliche Einführung der ersten vier Lehrer vor dem Altar in der Kirche statt. Volkening gab dem Unternehmen die rechte Deutung: „Im Namen unseres Gottes werfen wir Panier auf“ (Ps. 20, 6)²⁸³).

Nun aber fragte sich vor allem, ob Schüler in hinreichender Zahl sich fänden, die Stiftung lebensfähig zu machen. Am 19. Juni begann der Unterricht mit fünfundzwanzig Schülern in vier Klassen. Das zweite Semester zählte bereits 66 Schüler und außer dem Direktor sieben Lehrer. Fortan wuchs die Zahl der Schüler von Jahr zu Jahr. Am 26. März 1852 wurde im Beisein des Königs Friedrich Wilhelm IV. der Grundstein zu dem Gymnasialgebäude gelegt. Volkening hielt die Festpredigt; der König aber entnahm dieser Predigt das Wort, das er zu seinen Hammer schlägen sprach:

Christus der Grundstein,
Christen die Bausteine,
Gott führe den Bau.

In der weiteren Öffentlichkeit fand die Schule wenig Verständnis. Man bestritt die Notwendigkeit der Gründung und wies auf die bisher bestehenden drei Gymnasien Minden-Ravensbergs. Man ärgerte sich vor allem an ihrer religiösen Einstellung: man nannte es in Spott „christliches Gymnasium“ und machte ihm diesen Namen dann zum Vorwurf: liege doch darin eine Anklage gegen die anderen Schulanstalten. Auch der ernst kirchliche Propst des Klosters Unserer Lieben Frauen in Magdeburg stieß sich daran. Aber es hat nie so, sondern immer „Evangelisches Gymnasium“ geheißen. Man verkannte weithin, daß Gütersloh nur die Aufgabe mit Ernst wieder aufnahm, die die Reformation ihren Schulen gestellt hatte. Trotz allem gedieh die Schule zu hoher Blüte und fand begeisterte Anerkennung. Gegen-

²⁸²) Jubiläumsschrift 1876, S. 39.

²⁸³) Jubiläumsschrift 1876, S. 20.

seitiges Vertrauen verband Lehrer und Schüler; ein fröhlicher jugendlicher Ton ließ kein engherziges „Muckertum“ aufkommen. Langewiesche läßt uns in „Jugend und Heimat“ (S. 190ff.) in das Schülergetriebe hineinsehen, das den Scherz nicht verschmähte, aber seine Schranken kannte. Der geistige Mittelpunkt des Schullebens war doch wohl „das kleine Pastorken“, nämlich Pastor Theodor Braun, der spätere Generalsuperintendent der Neumark in Berlin. Sein Name blieb den Schülern für ihr ganzes Leben ein Heiligtum. Auch ein Schüler, der sich wohl in ganz anderer Richtung entwickelte, nennt ihn „Seele und Segen des großen gymnasiaalen Kreises für fast ein Vierteljahrhundert“²⁸⁴). Mit dankbarer Freundesliebe hat Zander sein Bild gemalt²⁸⁵). Sein Amt an der Schule war gedacht als das eines Pastors, der in Predigt und Seelsorge das Brot des Lebens austeilte. Solche Amtsstellung gab es auch an anderen Gymnasien, älteren Stiftungen, z. B. am Kloster Unserer Lieben Frauen in Magdeburg, wo „der geistliche Inspektor“ hoch angesehen war. Will aber der Träger eines solchen Amtes sein, was er sein soll, dann muß er ein Mann sein wie Th. Braun es war, fast 25 Jahre lang (1859—1884).

Über die Stellung des Gymnasiums ist heute kein Streit mehr. Gütersloh hat auch auf andere Gymnasien heilsam eingewirkt. Die westfälische Provinzialsynode hat die Schule dankbar anerkannt. Und als zur Zeit des Kulturkampfes das Preußische Abgeordnetenhaus in seiner demokratischen Einstellung ihr die bisherige staatliche Zulage strich, wurde sie alsbald durch die tatkräftige Liebe seiner Freunde ersetzt.

Schluß.

Wir sind an den Schluß unserer Darstellung gelangt und hoffen, daß sie einigermaßen dem Großen, das die Erweckung unserem Lande gebracht, gerecht geworden ist.

Die Bewegung war in der Mitte des Jahrhunderts auf ihrer Höhe. Nun setzten allmählich starke Gegenströmungen ein, die freilich zunächst noch überwunden wurden. Das gottesdienstliche Leben blühte weiter, die Innere Mission tat erfolgreich ihre gefegnete Arbeit, die Zahl derer wurde nicht geringer, die im Glauben ihres Heils gewiß wurden, Zucht und gute Sitte herrschten im Lande. Aber immer lauter

²⁸⁴) Langewiesche a. a. O. S. 205.

²⁸⁵) Erinnerungen an Th. Braun, Gütersloh 1911, Bertelsmann.

erwachte der Lärm der Maschinen; Fabriken entstanden in Stadt und Land, und das Volk strömte ihnen zu. Und wo man daheim keine Arbeit fand, zog die Jugend in das Industriegebiet der Ruhr, und wenn sie von dort zurückkam, war sie eine andere geworden, als sie zuvor war. Die Industrialisierung des Landes begann, und mit ihr kam, was in ihrem Gefolge durch ganz Deutschland gezogen ist: die innere Lösung von den Banden der Zucht und Ordnung.

Da kam der Krieg und der schmähliche Zusammenbruch samt seinen Folgen. Ein ernster Beobachter der jetzigen Zeit sagt von ihr: „Sie ist ungeistig, irreligiös, voll Wirrnis und satanischer Gemeinheit.“ „Maschinen, Masse, Mammon sind die weltbeherrschenden Majestäten, und die Menschen deklamieren von Freiheit und sind armselige Sklaven.“ Alt-Ravensberg trauert. Die Krisis ist da, die es entscheiden muß, ob der neue oder der alte Geist siegen soll. Dürfen wir hoffen?

Es ist noch dasselbe Volk, um das es heute geht und ehemals ging. Ein Volk, von dem es mehr als von manch anderem heißen darf: naturaliter christiana (von Natur christlich), ein Volk, innerlich verwandt mit dem Christentum, das nur in Gott Frieden findet. Und ein Stamm ist auch da, der nicht wankt: „die Stillen im Lande“, die innerlich ihres Weges gewiß sind. Und es sind auch solche da, die entschlossen sind, ihr Alles daranzusetzen, die alte Fahne aufrecht zu halten und siegreich in eine neue Zeit zu tragen.

Die Synodalprotokolle, gerade die der letzten Jahre, soweit sie dem altgewordenen Sohne Ravensbergs noch zuzingen, geben Zeugnis von einer kirchlichen Arbeit, wie sie wohl noch nie geleistet ist. Es handelt sich um die Durchdringung des ganzen Volkslebens mit Kräften einer höheren Welt, um eine jung und alt, Mann und Weib, arm und reich umfassende Organisation lebendiger Christen, um eine wahrhafte Mobilmachung zu einem heiligen Kriege unter dem Banner, das immer noch die verheißungsvolle Inschrift trägt: in hoc vinces, in diesem Zeichen wirst du siegen. Wir neigen uns huldigend vor den Führern, den Helden im Vorkampf, die in Wort und Schrift und mancherlei Werk die Fahne vorantragen, wir freuen uns von Herzen der Treuen, die nichts wankend macht, und falten, ob selbst vom Alter gebeugt, die Hände zum Gebet.

Schon sehen wir manch verheißungsvolles Zeichen und wissen, der alte Gott lebt noch — der Gott, von dem wir sagen: Wenn die Not

am größten, ist Gott am nächsten. Und sind nicht Gottes Gerichte immer Gnadengerichte? Die Pflugschar welterschütternder Ereignisse hat ihre Furchen auch in manchem Herzensacker gezogen, obwohl die Zahl derer auch nicht gering ist, wo der Herzensboden hart und kalt und unempänglich wurde in grenzenloser Verbitterung über den Sieg verlogener Feindmächte und in jenem Stumpfsinn, der nicht mehr glauben kann. Gibt es aber noch empfänglichen Boden, dann ist die Aufgabe der Kirche Christi klar: sie soll ausgehen und den guten Samen des ewigen Heils in ihn säen. Gott aber wird das Gedeihen nicht versagen. Trotz allem, das vor Augen ist: „Wir heißen euch hoffen!“

Rumpaeus' Briefe an Lösscher.

Von D. Dr. Theodor Wotschke, Brautau.

Einer der namhaftesten Theologen und Schulmänner Westfalens im zweiten und dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts war Jost Wessel Rumpaeus. Schon seine Stellung an der Spitze des Soester Archigymnasiums sicherte ihm Ehre und Ansehen, dazu erwarben ihm seine verschiedenen theologischen und philosophischen Schriften den Ruhm eines vielseitig gebildeten Gelehrten, der in der scholastischen Philosophie wohl zu Hause sei, auch die Theologie vollkommen beherrsche. In Rostock hatte er, der Annaer Predigersohn, mit dem sieben Jahre jüngeren Annaer Rektorsohne Reinhard Heinrich Rolke, dem späteren Dortmunder Rektor und Gießener Professor, unter Johann Fecht studiert, dann mit seinem Landsmann 1704 in Greifswald unter Johann Friedrich Mayer, war hier 1705 als Adjunkt auch in den theologischen Lehrkörper eingetreten. Fecht und Mayer, die verschiedensten Vertreter der Orthodogie, hatten ihn für ihre theologische Richtung gewonnen; bis zu seinem Tode (1730) vertrat er auch die Rechtgläubigkeit gegen Pietismus und Indifferentismus. Schon in Greifswald war er 1708 in einer kleinen Schrift, „Prodromus“, wider Joachim Langes 1707 erschienene, besonders gegen den Danziger Rektor Schelwig gerichtete „Idea et anatome theologiae pseudo-orthodoxae“ in die Schranken getreten. Dem „Prodromus“ einen „Epidromus“ folgen zu lassen, war er leider nicht in der Lage. Die schon ausgearbeitete Schrift mußte er im Schreibtiſche ruhen lassen. Da er Anfang 1709 als Rektor nach Soest gegangen war, also nun in Preußen lebte, durfte er nicht wagen, gegen den Pietismus ferner zu schreiben. Wenn Ritschl in seiner Geschichte des Pietismus 2, 422 bemerkt: „In Lösschers Bestrebungen hatte die Rechtgläubigkeit ihre Kraft erschöpft. Abgesehen von den lokalen Plänkeleien wird der Streit gegen den Pietismus als Ganzes nur noch durch einen Mann fortgesetzt, den Hauptpastor in Hamburg, Erdmann Neumeister“, so hat er nicht berücksichtigt, daß die meisten rechtgläubigen Theologen gar nicht mehr wagen durften, mit antipietistischen Schriften an die Öffentlichkeit zu treten. Dort, wo die weltliche Macht ihnen kein Schweigeverbot auferlegt hatte, eben in Hamburg, haben sie den Kampf mit ungeschwächter Kraft fortgesetzt.

Noch von Greifswald aus wandte sich Kumpaeus unter dem 30. November 1708 an Löscher, der damals noch in Wittenberg lehrte, den führenden Theologen der Orthodogie. Er schickte ihm seinen Pro-dromus, bat um seine Anzeige in den „Unschuldigen Nachrichten“, berichtete auch von weiteren literarischen Plänen, über weitere Polemik gegen Lange und gegen Dippel, den christlichen Demokrit, jetzt schon die Klage erhebend, die später noch recht oft laut geworden ist in seinem Munde, daß ihm ein Verleger fehle. Erst vier Jahre später wandte er sich von neuem an Löscher, der inzwischen als Super-intendent nach Dresden gegangen war. Da schickte er ihm durch einen seiner Schüler, der zur Universität nach Leipzig ging, seinen bereits 1709 in Soest erschienenen Auszug aus alten und neuen Logiken sowie seine eben erst in Frankfurt a. M. gedruckte Metaphysik und meldete einige literarische Neuigkeiten. Ebenso sandte er ihm zwei Jahre später seine neue Logik, 1715 auch seine Einleitung in die vornehmsten Kontroversen über die ersten Artikel der Theologie mit der Bitte um Empfehlung und Besprechung in seiner Zeitschrift. Im Jahre 1717 ließ er ihm auch einen Nachtrag von zwei Bogen zu seiner Metaphysik zugehen und meldete ihm mancherlei, das in der Grafschaft Mark den kirchlichen Frieden störe, den Widerspruch, den des Pastors in Hatwegge, Korthum¹⁾, Hiob-Übersetzung gefunden habe, den Streit in Essen zwischen den Pastoren Bohnstedt und Kopstadt^{1a)}, ob Tanzen einem Christen gestattet sei. Auch in einem weiteren Briefe aus diesem Jahre, darin er ihm für eine Anzeige seiner Bücher in den „Unschuldigen Nachrichten“ dankt, kommt er auf diesen Zwist zu sprechen. Zwei Jahre später bittet er um Übersendung des zweiten Teiles des Timotheus Verinus, falls dieser, wie er gehört, schon erschienen sei. Es ist das letzte Schreiben, das ich von ihm bieten kann. Anhangsweise füge ich einen Brief des Unnaer Rektors Möllenhof bei, der einst in Wittenberg unter Löscher studiert, dann für den oben genannten Rolle die Leitung der Unnaer Schule übernommen hatte, als dieser 1712 nach Dortmund als Rektor gegangen war. Es ist jener Möllenhof, der im Namen des Unnaer geistlichen Ministeriums 1718 wider den

1) Seine Jesaja-Übersetzung hat Christian Thomasius empfohlen, der Ulmer Professor Beck zurückgewiesen. Vgl. U. N. 1711, S. 273.

1a) Vgl. Wotschke, Joh. Gottfried Kopstadt. Monatshefte für rheinische Kirchengeschichte XXIV, S. 40 ff.

pietistischen Pastor Bohnstedt²⁾ zur Feder gegriffen und eine „Untersuchung³⁾ der verdächtigen Lehrsätze David Siegmund Bohnstedts“ veröffentlicht hat⁴⁾.

I.

Der ich schon längst gewünscht, die Ehre der Bekanntschaft von E. Hochw. zu haben, finde anizo gute Gelegenheit, dieselbe mit dieser schriftlichen Aufwartung zu erlangen durch eingelegten Prodromum, den ich übersende⁵⁾. Denn gleichwie derselbe wider unsern lästernden Lange gerichtet und wir wider denselben die Wahrheit zu verteidigen hohe Ursache haben, also habe hiermit meine Empfehlung machen und

²⁾ Über Bohnstedts Schriften vgl. Adelungs Gelehrtenlexikon. Vermißt habe ich unter den dort aufgezählten Schriften „Entlarvte Eitelkeit der weltüblichen Komödien“. Über Bohnstedts Briefe an Francke vgl. Wotschke, U. S. Franckes rheinische Freunde. Monatshefte für rheinische Kirchengeschichte XXII, S. 238ff. Den 30. März 1717 schrieb er noch aus Essen an Francke: „Überbringer dieses, namens Kaufmann, eines hiesigen Buchbinders Sohn, hat von mir eine Empfehlung an Ew. Hochw. verlangt. Ich kann von ihm versichern, daß er bis dahin nicht allein zu Dortmund unter H. D. Joch fleißig studiert, sondern auch angefangen hat, sich von den Lüsten der Jugend herzlich zu bekehren und dem Worte Jesu gehorsam zu werden. Er stehet aber noch sehr unter dem Gesetz und will die Selbst- und Weltverleugnung mit einer gesetzlichen Force üben. Daher sorge ich, daß er leicht seiner Gesundheit schaden könnte, wo er nicht erst die evangelische Perle kaufen lernt. Ich zweifle nicht, Ew. Hochw. werden diesen Studenten sich empfohlen sein lassen. Einen munteren Kontubernalen möchte ihm wohl gönnen. Wegen des Studiosi Ritter, genannt Rahmann, davon ich neulich geschrieben, werden Ew. Hochw. geneigte Nachricht erteilt haben.“

³⁾ Besprochen in den Theologischen Annalen 2, 487. Auch andere haben damals in der Umgegend von Essen gegen Bohnstedt geschrieben, dieser sich auch schon 1716 in einer brieflichen Antwort verteidigt. Vgl. Walch, Einleitung in die Religionsstreitigkeiten der lutherischen Kirche V, S. 266.

⁴⁾ Die folgenden Schreiben sind dem Löscherschen Briefwechsel in der Hamburger Staatsbibliothek entnommen. Die Rumpaeus-Briefe finden sich dort sup. epist. Quartband 44, Bl. 271—280, das Schreiben Möllenhofs in demselben Bande, Bl. 60/61. Den Brief des Rumpaeus vom 3. September 1722, eben dort Bl. 285, übergehe ich.

⁵⁾ Vgl. Rumpäus, Prodromus dissertationum ideae Joach. Langii extensae opponendarum, besprochen U. N. 1709, S. 493ff. Vgl. auch Wotschke, Der Pietismus in Pommern, S. 23.

E. Hochw. hoher Gewogenheit mich zugleich empfehlen wollen. Ich weiß, unserem Lästler dergestalt begegnet zu haben, daß er zum wenigsten nach diesem wird in höflicheren Worten seine Schreibart anrichten. Sollte es sich schicken und das Werk es verdienen, so bitte, es mit in die „Unschuldigen Nachrichten“ zu setzen und zu versichern, daß wie die erste propositio specialis schon fertig und mit ehestem soll unter die Presse gegeben werden, welche über sieben Bogen sich beläuft, also die übrigen mit Gottes Hilfe bald folgen werden. Democriti „Unparteiische Gedanken“ habe auch völlig in einem Manuskript von einem ganzen Alphabet abgefertiget, allein wegen Mangels des Verlegers kann es nicht zum Vorschein kommen. Um deswillen muß die synopsis metaphysico-theologica pietistis praecipue opposita auch liegen bleiben, obgleich H. D. Schelwig⁶⁾ die Herausgabe wünscht und hundert Exemplare davon gleich zu nehmen sich erboten. Ich habe gehört, daß E. Hochw. dem Lästler auch antworten werden⁷⁾. Sobald die Antwort heraus, werde mich darüber freuen, wenn ich sie zum Lesen würde bekommen, wie ich mich denn an Dero Schriften habe immer delectiert, besonders an den „Unschuldigen Nachrichten“, wiewohl ich bedaure, daß man sie nicht kann haben, sobald sie herauskommen. Übrigens wünsche göttlichen Segen zu allen Dero Verrichtungen... Greifswald, den 30. November 1708.

II.

Beiliegende Institutiones metaphysicae sacrae und Schediasma logico-theologicum, nachdem von meinen auditoribus einer auf Leipzig gereiset, haben mir Anlaß gegeben, daß ich mich erkühnt, diese geringen Schriften zu übersenden und mit diesen wenigen Zeilen E. Magnif. in Dero wichtigen Geschäften zu stören mit gehorsamster Bitte, mir diese meine Kühnheit im besten zu vermerken. Denn nachdem Herr Stock in Frankfurt die Metaphysik verlegt, so hat er mich ersucht, ich möchte mir doch die Freiheit nehmen, E. Magnif. zu

⁶⁾ Samuel Schelwig (1643—1715), 1673 Professor in Danzig, 1681 Rektor und Pfarrer; großer Pietistenfeind.

⁷⁾ Greifswald, den 18. November 1708, schreibt auch Krackewitz an Löscher: „Zu Dero Vorhaben wider Lange wünsche Gottes Gnade und Segen.“ Vgl. Wotschke, Friedensverhandlungen und letzte Kämpfe zwischen Orthodogie und Pietismus; erscheint demnächst.

bitten, dieselbe den „Unschuldigen Nachrichten“ mit einzuverleiben, um den Abgang derselben dadurch zu befördern. Nun ist wohl heutigen Tages das Studium metaphysicum viel in Abgang kommen, und stünde ich daher bei mir an, mit diesem Kompendium hervorzutreten, gleichwohl aber auf des sel. H. D. Mayer⁸⁾ und H. D. Schelwig Zuraten habe ichs dem Druck übergeben. Die Logik habe meinen Hörern zu Gefallen per medium dissertationum menstruarum meistenteils herausgegeben. Ich weiß aber nicht, ob sie verdient, in den „Unschuldigen Nachrichten“ besprochen zu werden. Wenn ich nicht wäre übereilet worden, so hätte ich beide Traktätchen gebunden wollen präsentieren. Bitte daher, mir hochgeneigt zu verzeihen, daß ichs ungebunden schicke. Gegen den H. Professor Lange habe zwar von einem Epidromo ein halb Alphabet fertig liegen, allein ich darf wohl propter rationem status damit nicht zum Vorschein kommen. Möchte daher wünschen, weil zum studio polemico Lust habe, daß ich an einem freien Orte lebte. Doch man muß sich mit dem begnügen lassen, was man hat. Der H. Doktor und Superintendent Joch⁹⁾ ist den Pietisten zugetan und wegen seiner fanatischen Redensarten, die er auf der Kanzel zuweilen gebraucht, ist er mit dem Ministerium zu Dortmund über den Fuß gefallen, und sind daher viele Schriften für und wider gedruckt worden. Die Dortmunder wünschten sich wohl einen andern Superintendenten. Der H. M. Rolle¹⁰⁾, Prorektor da-

⁸⁾ Joh. Friedrich Mayer (1650—1715), Professor in Wittenberg, 1686 Hauptpastor in Hamburg, dann Generalsuperintendent und Professor in Greifswald; großer Pietistengegner. Zu des Kumpäus' Institutionen hat er das Vorwort geschrieben und sich hier gegen die Verächter der Metaphysik gewandt.

⁹⁾ Joh. Georg Joch (1677—1731), 1709 Superintendent und Rektor in Dortmund, 1722 Senior in Erfurt, 1726 Professor in Wittenberg. Über seine Kämpfe in Dortmund vgl. Göbel, Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westfälischen Kirche 2, 632, über seinen Streit in Wittenberg Wotschke, Friedensverhandlungen und letzte Kämpfe zwischen Orthodogie und Pietismus. Wittenberg, den 30. April 1716, Wernsdorf: „Es reißt der Ekel vor dem reinen, lauterem Wort Gottes aller Orten ein. Was die Hallischen mit ihren Kreaturen und Jüngern in den Schönburgschen und Keußischen Landen, auch in Franken und Westfalen für Unheil anrichten, wissen redliche Männer nicht grausam genug zu beschreiben. Ich möchte Blut weinen über die Klagen, so täglich einlaufen.“

¹⁰⁾ Reinhard Heinrich Rolle (1683—1768), 1710 Rektor in Unna, 1721 in Dortmund, 1730 Professor in Gießen.

selbst, hat sich ihm in einer Dissertation heftig entgegengestellt. H. Korthum, so anjeko Pastor in Hatweggen (?), eine Tagesreise von uns, hat eine Paraphrase über den Jeremias und Hesekiel fertig und wartet auf einen Verleger, hat indessen versichert, es wäre nichts contra articulos orthodoxae fidei darinnen. Empfehle mich übrigens E. Magnif. hohem Patrocinium und bitte nochmals, diese meine Kühnheit zu verzeihen... Soest, den 7. November 1712.

III.

Meam erga Tuam Magnif. pietatem exiguis hisce declarare insimulque meum quaecunque opusculum ex nostris disputationibus natum una cum aliis speciminibus scholasticis mittere volui. Introductioni¹¹⁾ meae, si merita fuerit, ut in recensionibus theologicis novo-antiquis locus relinquatur¹²⁾ et studiosis commendetur, ea, qua par est, observantia oro rogoque. Systematis elaborationi operam impendo omnem, sub paschatis bono cum deo elaboratum publicae dabo luci. Dissidentes an mihi responsionem opposituri, dies docebit. Doleo interim vices meas, quod mihi heic quidem locorum non erit facultas scribendi, quod libet, data, alias enim addidissem antithesin. Sed dominus fortassis post haec meliora fata. Ante annum et quod excurrit, cum b. Nungesseri filio Lipsiam tunc petente misi logicam meam, sed an tradita sit, ego equidem nescio. Ex theologicis annalibus vidi responsionem meam ad Langii *φλυαρίας* in sinceris relationibus mihi et tantum non cum famae detrectatione oppositas esse promissam, sed etsi mearum vindiciarum ideae extensae opponendarum aegritudinemque Langii demonstratarum in academia Gryphica iam confectam habuerim partem primam aliaque etiam scripta contra ipsum in lucem edere animus esset, cum tamen mihi heic locorum vel quicquam contra professorem regium scribere non sit concessum, ego equidem silere debeo. Interim Langius per studiosi alicuius literas ad me scriptas in suas suorumque partes trahere volui. 18. Junii 1715.

¹¹⁾ „Introductio in theologiam controversam.“ Frankfurt 1715.

¹²⁾ Vgl. U. N. 1715, S. 322.

IV.

Die durch die Ehre Dero höchst angenehmen Zuschrift mir erwiesene unverdiente große Affektion und daß E. Magnif. mein weniges Monitum wollen mit einrücken, solches alles erkenne billig mit höchstem Danke an. Und ob zwar E. Magnif. sehr werthes Schreiben mir per Kouwert von Herrn Assessor Merten den 30. Januar mit der Post schon ist eingereicht worden, so habe doch bisher meine Schuldigkeit, da unsere Kaufleute nach der Messe reisen, aussetzen und begehendes zugleich mit überschicken wollen, gehorsamst bittend, mir meine Freiheit nicht übel zu nehmen. Begehende Predigt und briefliche Antwort¹³⁾ haben in unserer Nachbarschaft motus verursacht, indem die Herren Prediger zu Anna auf das letzte eine Verantwortung und Herr Haver gegen Herrn Pastors Korthumb seine Übersetzung des Hiob¹⁴⁾ eine Schrift von zwölf Bogen unter Händen haben, und ist die letzte schon bald ausgedruckt. Sie haben einen parallelismum aus dem ersten Kapitel des Hiob zwischen des sel. Lutheri und H. Korthumbs Version angestellt. Und obgleich daraus zu sehen, welcher Gestalt H. Korthumb nicht nötig gehabt, von Lutheri Version abzugehen, so höre doch, daß er schon mit seiner Antwort wider die Herren Unnaschen fertig und zu Frankfurt am Main unter der Presse sei. In Essen ist unter den beiden Herren Predigern H. M. Koppstadt und H. Bohnstedt wegen des zu vergönnenden Tanzens ein kleiner

¹³⁾ Über diese Predigt des Essener Bohnstedt vgl. Walch, Einleitung in die Religionsstreitigkeiten der lutherischen Kirche V, 266.

¹⁴⁾ Vgl. „Der Korthumsche Hiob gegen D. Luther vorgenommen“. Dortmund 1716, angezeigt bereits U. N. 1716, S. 553, besprochen 1717, S. 301. Wittenberg, den 22. März 1710, Wernsdorf: „Gestern sprach mich des Bürgermeisters von Aschersleben Sohn H. Bosse und berichtete allerlei von dem dasigen Schwärmer Korthum. Unter anderem war dieses. Korthum habe einen Menschen bei sich gehabt namens Bertram, der lange in England und Holland gewesen. Derselbe habe den Hiob und anderes übersezt und in seinem Koffer zurückgelassen, als er verreisen wollen. Eo absente habe Korthum den Koffer eröffnet und die Sachen herausgenommen und unter seinem Namen ediert. Der Bertram aber sei nunmehr zurückgekommen, und als er dieses erfahren, habe er ihn beleidiget. Worauf sie beiderseits dermaßen aneinander geraten, daß sie endlich a verbis ad verbera gekommen. Die Sache sei nun in Halberstadt anhängig. Er gedachte, daß sein Vater sich ihm eifrig widersetze, aber ohne genugamen Fortgang, weil man den Korthum in Berlin fovierte.“

Streit entstanden¹⁵⁾, nachdem jener mit Gründen das in legitimo usu betrachtete Tanzen verteidigt, dieser aber dawider auf der Kanzel heftig geeifert, und also finden sich leider aller Orten Zerrüttungen. In dem Bergischen zu Solingen gibts unter den Reformierten viele Separatisten, die nebst anderen besonderen Meinungen auch auf die Wiedertaufe geraten sind. Ihrer etliche hat man jüngst nach Düsseldorf geführt, um von ihren Lehren und Handlungen Rede und Antwort zu geben. In Duisburg soll der H. D. Raab¹⁶⁾ in den Anabaptismus geschrieben haben. An des sel. H. Fecht Stelle soll H. D. Senstius¹⁷⁾ im Vorschlag sein. Die rostocksche Universität lieget ganz danieder. Daziger Fanatikus M. Stolte¹⁸⁾, der eines Schneiders Sohn, dessen in den „Unschuldigen Nachrichten“ gedacht, ist anizo ganz melancholisch, soll wenig studia haben, wird daher seinetwegen nicht viel zu besorgen sein. Der Dortmundsche H. Superintendent Joch ist vor acht Tagen mit seiner Liebsten hierdurch nach Jena gereist. Wird sich wohl bemühen, daß er anderswo eine Station bekomme. Die zu Kiel durch Absterben des H. D. Francke¹⁹⁾ ledig gewordene theologische Professur wird von dem gewesenen Inspektor des Osnabrücker Gymnasiums, jezigen Prediger im Holsteinischen, M. Königsmann, ambiert²⁰⁾,

¹⁵⁾ Seine Ansicht über das Tanzen hat Bohnstedt in seiner 1736 erschienenen „Schriftmäßigen und erbaulichen Erörterung wichtiger Gewissensfragen“, S. 285 ff., niedergelegt.

¹⁶⁾ Über Christoph Raab vgl. Rotscheidt, „Zur Geschichte der theologischen Fakultät Duisburg“, und Suchier, „Professor Raab in Duisburg“, in den Monatsheften für Rheinische Kirchengeschichte 1918 und 1919.

¹⁷⁾ Joh. Senst (1653—1723), 1699 Archidiakonus in Rostock, 1704 Doktor der Theologie.

¹⁸⁾ Über Stolte und seine Predigt vom 27. Dezember 1715 vgl. U. N. 1715, S. 1131.

¹⁹⁾ Wolfgang Christoph Franke, 1684 Prediger in Kiel, 1709 außerordentlicher Professor.

²⁰⁾ Andreas Ludwig Königsmann (1679—1728), 1709 außerordentlicher Professor in Kiel, 1713 Inspektor in Osnabrück, 1716 Pfarrer bei Kiel, 1725 in Kopenhagen. Tondern, den 1. Juni 1715, meldet Joachim Arends seinem Lehrer Franke nach Halle: „Prof. Felden in Kiel, der endlich auch Pastor geworden, treibt das Gute mit ziemlichem Ernste und fleißiger als H. D. Muhlus. Sonst aber ist es auf der Kieler Universität ziemlich schlecht bestellt. Der junge Professor Francke tut nichts sonderliches. Der beste Jurist Dr. Schöpfer ist wieder nach Rostock gegangen. Die beiden anderen Juristen Amthor und Vogt sind Thomasianer. Königsmann war der beste und fleißigste Magister legens, nahm aber die Bokation zum

aber von dem H. Mühlius²¹⁾ hintertrieben. Doch dies alles wird Ew. Magnif. schon bekannt sein. Von meinen angefangenen geringen institutionibus kommen noch zween Bogen hierbei. Weil durch die starken Verbungen zwei von hierseibst studierenden Gymnasiasten aus der Kirche und von der StraÙe sind zu Kriegsdiensten gezogen, den übrigen, sich mit der Flucht zu sanieren, ein Schrecken eingejaget und folglich unser Gymnasium ruiniert worden, so werden hinfüro alle exercitia liegen bleiben. Unser Buchbinder Woltersdorf, der bis-hero nur nachgeschossen, besorget, das Werkchen möchte nicht abgehen, und will sich daher zum Verlag nicht wohl verstehen. Wo ich E. Magnif. bitten dürfte, so wollte wohl mir durch Dero Amanuensem sans flatterie zu berichten ausgebeten haben, ob es ratsam, das Werkchen fortzusetzen. Ein compendium iuris naturae und synopsis theologiae...²²⁾ syllogisticorum wollte ich auch wohl liefern, wenn ich nur einen Verleger dazu hätte. Mit mehrem mag ich nicht verdrießlich fallen. Bitte mir diese meine Freiheit im besten zu vermerken...

So est, den 25. März 1717.

V.

Vor die in die dritte Ordnung der „Unschuldigen Nachrichten“ gesetzte Anmerkung wegen meines Büchleins bin zum höchsten verbunden. Und weil allhier nach der Predigt das Vaterunser gebetet, vor der Predigt aber an deselben statt ein Gesang gesungen wird, wie ich in meiner Introduction S. 70ff. erwähnt, so hätte wünschen mögen, daß

Rektorate nach Osnabrück an.“ Königsmann selbst unter dem 4. August 1709 an Francke: „Bella sacra durant nec composita sunt Feldenii huc ad nos profecto, sed eruperunt in maiores flammis. Dassovius in sacro suggestu, Feldenius in academica cathedra elenchon adhibet et unus alterum quotidie aggreditur, sed non congreduuntur, quod unice optat Feldenius.“

²¹⁾ Heinrich Mühlius, der pietistische Gegner des Generalsuperintendenten Dassov. Neumeister in Hamburg stellte ihn mit Buddeus in Jena zusammen. So schreibt er am 2. Juli 1718 an Cyprian: „Et Buddeum et Muhlium noli mirari. Sunt pietistae aut certe testae imbutae pietistarum odore. Pietistarum autem religio est odisse orthodoxos integros viros et illos calumniari.“ Wernsdorf unter dem 23. August 1717: „D. Muhlius hat in einer Disputation de missionariis Malebariorum sowohl den sel. D. Neumann als die Unschuldigen Nachrichten angezwackt.“

²²⁾ Das Wort ist ganz unleserlich.

der Druckfehler nach der Predigt, da es soll heißen vor der Predigt, nicht wäre in die Anmerkung eingeschlichen²³⁾. Doch mag's in den erratis in Zukunft geändert werden. Unterdessen will mir die Beibehaltung des aus gedachten Anmerkungen hervorleuchtenden wiewohl unverdienten patrocinii E. Magnif. gehorsamst ausgebeten haben. Von den an unsern Orten passierenden novis theologicis zeugen und berichten begehende Schriften und Disputationen. H. Pastor Haver in Unna (nicht aber in Dortmund)²⁴⁾ wird dem H. Korthumb, H. Davidis, Oberstadtprediger, ebenfalls in Unna, dem H. Pastor in Essen H. Bohnstedt antworten, und hat dieser das Skriptum von sieben Bogen ungefähr schon fertig, kann aber noch keinen Verleger dazu kriegen. Was ein alter Prediger in Essen, M. Kopstadt, wegen des Tanzens mit seinem H. Kollegen, vorerwähnten H. Bohnstedt, vor einen Disput gehabt, davon zeuget begehendes Manuskript, von jenem wider diesen aufgesetzt, aber noch nicht gedruckt, weil man solches abgeraten. Es ist H. Kopstadt anjeko schwer krank und ihm einer aus Mühlheim an der Ruhr adjungiert. Das Jubiläum wird zu seiner Zeit unsers Orts auf allergnädigste Erlaubnis unsers Königs in den Kirchen gefeiert werden. Auf unserm Archigymnasium werden wir sowohl disputando, wie begehende Disputation aufweist, als auch pennando das unsrige mit beitragen, so wenig Studiosos wir auch haben, gestalt derselben wegen der Werbung so wenig und zu besorgen, daß man bei so gestalten Sachen vielleicht in Zukunft werde keinen mehr haben. Aus Dortmund will verlauten, als ob wider dasigen Superintendenten D. Joch ein decretum suspensionis vom dasigen Magistrat deswegen wäre verfertiget worden, weil derselbe scharf wider den Magistrat so wohl geprediget als auch geschrieben. Aus Halle hat ein gewisser Magister geschrieben, daß H. Professor Lange und H. Lic. Herrnschmidt würden auf dem bevorstehenden Jubiläum von dem H. Abt Breithaupt²⁵⁾ in theologiae doctores promoviert werden. Und so wäre dann H. Lange anderen Sinnes geworden²⁶⁾. In dem vor einigen Jahren gehaltenen märkischen

²³⁾ Vgl. U. N. 1715, S. 322.

²⁴⁾ Hier hatte sich Löscher in seiner Anzeige, U. N. 1716, S. 553, geirrt.

²⁵⁾ Joachim Justus Breithaupt (1658—1732), 1691 Professor in Halle, 1705 Generalsuperintendent von Magdeburg, 1709 Abt vom Kloster Bergen.

²⁶⁾ Im Gegensatz zu seinen Kollegen hat Aug. Herm. Francke bekanntlich die theologische Doktorwürde dauernd verschmäht.

Synodo haben sich die Herren Prediger aufs neue vereinigt, occasione iubilaei die libros symbolicos zu unterschreiben. Den Erfolg lehret die Zeit. Der mit unter den Inspirierten zu Berlin gestandene, dann aber in diesem Lande Pastor bei einer neu angelegten Gemeinde, Tiedemann, war zwar nach Breckerfeld berufen, nachdem aber daselbst eklatiert, wer er wäre, daß er mit unter den Inspirierten gewesen, so entstand zu Breckerfeld deswegen eine Kontradiction. Die Sache wurde zu Cleve so entschieden, daß Tiedemann soll frei stehen, bei seiner Gemeinde zu bleiben oder nach Breckerfeld zu gehen. Er hat aber das erste erwählt und sind deswegen die Unzufriedenen in Breckerfeld froh. Der in actis Essendiensibus²⁷⁾ bekannte Petrus Mahler^{27a)}, Pastor auf einem Dorfe Delbe bei Lunden muß leiden, daß man in puncto sexti übles von ihm redet. Ob es wahr sei oder nicht, kann ich nicht schreiben. Er ist sonst ein genuinus discipulus von Halle. Mit mehrem mag ich vor diesmal nicht verdrießlich fallen.

Soest, den 21. September 1717.

VI.

E. Hochw. Magnif. wollen mir meine Kühnheit, da ich Sie in Dero hochwichtigen Geschäften störe, in bestem vermerken. Dero Timotheum Verinum habe mir quoad partem primam angeschafft. Nun hat mir einer versichern wollen, der andere Teil wäre auch schon heraus. Im Katalog aber stehet nichts davon. Daher will bei E. Magnif. anjehz gehorsamst vernehmen, ob vorbesagter anderer Teil zum Vorschein kommen, Sie auch willens seien, dem ruchlosen Lange in Halle zu antworten. Ich bitte nochmals, mir diese meine Kühnheit hochgeneigt zu verzeihen. Die mit den Meßleuten über Leipzig überschickten und dem Packet an H. Hofprediger Engelschall²⁸⁾ einverleibten Sachen werden E. Magnif. von dem H. Hofprediger wohl empfangen haben. In der benachbarten Stadt Dortmund gibt es zwischen dem Magistrat und dem Ministerium wegen einer von ihnen einem Manne mit seiner Frauen Schwester zugelassenen und von der

²⁷⁾ Über die Acta Essendiensia und über die Religionsstreitigkeiten zu Essen vgl. U. N. 1710, S. 481.

^{27a)} Über Mahler vgl. Wotschke, Franckes rheinische Freunde. Monatshefte für rhein. Kirchengeschichte XXII, S. 83, 106, 156, 181, 208.

²⁸⁾ Joh. Gottfried Engelschall (1675—1738), 1711 Archidiakonus zu Reichenbach, 1707 Hofprediger zu Dresden.

rintelischen juristischen Fakultät kopulierten Heirat einen großen Streit, und hat der Superintendent, der besonders dawider, geeifert, sie würden alle es dahin bringen, daß diese Ehe wieder getrennt würde. In Rostock ist an des H. Fechts²⁹⁾ Stelle H. M. Reineccius³⁰⁾ in Leipzig von H. Weidener³¹⁾ und Engelken³²⁾ Sr. Hochf. Durchl. empfohlen. H. D. Apin³³⁾ ist sonst vorgeschlagen, ein großer philosophus, orthodoxus theologus, liest den ganzen Tag über. Ich ziehe ihn H. D. Pritio³⁴⁾, den ich gar wohl kenne und in Greifswald zuweilen mit ihm disputiert, vor. So viel von meinen institutionibus heraus, gehen sie ein (?), weil der Verleger das Werk nicht kann pouffieren, der numerus studiosorum auch bis auf acht hier abgenommen, so gehet es etwas langsamer fort.

Soest, den 3. Februar 1719.

Möllenhof^{34a)} an Löscher.

Hochwürdiger, hochachtbarer und hochgelahrter Herr Doktor, mein annoch und immer hochzuverehrender Herr Präzeptor! Die vielfältige

²⁹⁾ Joh. Fecht (1636—1716), 1609 Oberhofprediger in Durlach, dann Professor und Superintendent in Rostock.

³⁰⁾ Christian Reineccius, Magister in Leipzig, Professor und Rektor in Weisensfels.

³¹⁾ Joh. Joachim Weidener (1672—1732), 1699 Diakonus in Rostock, 1706 Doktor der Theologie, 1716 Professor.

³²⁾ Hermann Christoph Engelke (1679—1742), 1709 Pastor in Rostock, 1710 Doktor der Theologie, 1716 Professor. Rostock, den 21. September 1725, suchte Engelke Verbindung mit Löscher.

³³⁾ Franz Albert Apin (1673—1750), 1709 Rektor in Rageburg, 1712 außerordentlicher, 1721 ordentlicher Professor in Rostock.

³⁴⁾ Joh. Georg Pritius (1662—1732), 1698 Professor in Zerbst, 1707 Professor in Greifswald, 1711 Senior in Frankfurt a. M.

^{34a)} War ein Bruder Möllenhofs in das Lager der Hallischen übergegangen? Baruth, den 22. Juli 1724, der pietisttsche Graf Karl von Solms an Francke: „Mein ehemaliger Hofmeister H. Möllenhof befindet sich anjezo in sehr bedrängten Umständen. Er ist vor einiger Zeit vom Könige nochmals, nachdem des dasiger Gegend in Quartier liegenden Regiments des Generals du Buisson Feldprediger alles, was wider ihn hat können aufgebracht werden, eingewandt, um für sich dieses Pastorat beim Könige zu erhalten, dennoch vom Könige zum zweiten Male konfirmiert worden. Da denn nichts als die Ordination gefehlet, worüber der Adel und der Magistrat der Stadt Soest strittig worden,

Liebe und Ehrerbietung, welche viele von Predigern und Schulbedienten in Westfalen und unserer Grafschaft Mark zu E. Hochw. tragen und gegen Sie hegen, ist bei mir billig im doppelten Grad. Ich zeuge davon öffentlich in beiegender deutscher Schrift, ich rede davon, wo es Gelegenheit gibt, und erkühne mich, auch vor diesmal zum andern mal zu schreiben, bitte aber zugleich dienstlich, mich außer dem Verdacht einer Schmeichelei zu haben. Vielleicht entsinnen sich Ew. Hochw., daß ich nicht allein das Glück gehabt, unter den zahlreichen Hörern in Vero Auditorium in Wittenberg zu sein, sondern auch zuweilen mir einen guten Rat intra privatos parietes ausgebeten, wie ich meine Studien endlich zu einem erwünschten Zweck bringen könnte. Ich bleibe davor dankbar in der Ferne, so lange ich lebe. Allein es ist auch nicht unbewußt, daß ich kraft eines königlichen Edikts als ein brandenburgischer Untertan genötiget wurde, bei einer sich er eignenden, doch ganz erwünschten Gelegenheit mich eine Zeit lang von Wittenberg zu begeben und bei Herrn von Plözen aufzuhalten. Gleichwohl habe mich nachher zeitwieder zu der Akademie gemacht mit dem Vorsatze, daselbst mein Glück zu suchen. Ehe aber ich es mir versah,

indem dieser sie durchaus in Soest, jener aber anderweit verrichtet wissen wollte. Endlich haben sie es dem Könige zur Entscheidung zu übergeben beschlossen. Weil es nun damit ziemlich langweilig zugegangen, hat besagter Feldprediger einen neuen Mut bekommen, durch benannten General noch einmal um das Pastorat in Dinker anzuhalten, worauf demselben unter dem 3. Mai daselbe vom Könige wirklich übertragen worden, und hat er sollen am 18. Juni vom General installiert werden. Dawider hat nun die dortige Gemeinde wie auch selbst die Regierung zu Cleve eine Remonstratation an den König abgehen lassen. Was nun hierauf resolviert, davon erwarte mit nächstem Nachricht. Mich freut bei diesen verwirrten Umständen nichts mehr, als daß ich H. Möllenhof dabei ganz ruhig und gelassen sehe. Er hat inwillens, wenn Gott ihn der zugemuteten Bande ent schlagen wollte, sich auf einige Zeit nach Halle zu wenden, sich dort zu erbauen und immer besser zu gründen. Er hat mir zu gleicher Zeit berichtet, wie er die Madame Mambel den 15. Juni bei dem Herrn von Boß zu seiner größten Freude gesprochen und auch mit ihr ein Stück Weges ins Clevische gereiset, welche Reise ihm zugleich den Vorteil gebracht, daß er einige rechtschaffene und gottliebende Männer kennen gelernt, H. Stenmann zu Wesel, H. Bohnstedt zu Cleve und einige andere. Über des letzteren Bekanntschaft bezeugte er sonderlich sein Vergnügen. Gott stehe ihm in allen Umständen bei und lasse uns endlich auch das Ende dieser Sache sehen und uns dadurch zum Lob und Preis seines Namens erweckt werden.“

wurde mir nunmehr vor zwei Jahren die Vokation zu dem hiesigen Rektorat zugestellet, die ich auch auf Anraten des H. D. Wernsdorf³⁵⁾ und des H. D. Klausing³⁶⁾ anzunehmen nicht gesäumt. Erfahre aber bei dieser Verwaltung meines Dienstes von unsern Herren Predigern in der Stadt und außer derselben weit herum, die sehr deswegen klagen, wie nicht allein Wittenberg bei ihrer vielen verhaßt sei, sondern auch die Schüler Halles überall suchen einzuschleichen und wirklich Erfolg finden, sogar auch den Wittenbergern vorgezogen werden. Ich selbst bin in meinem Vaterlande Soest bei einer Predigervakance vorgeschlagen worden, da sich einige haben unterstehen wollen, mich deswegen indigibel zu machen, weil ich zu Wittenberg studiert, deren Anschläge ich doch gewiß nur verlacht. Jedoch ist ein nah hierbei gelegenes Städtchen, Schwerte genannt, allwo einer ist ekludiert worden, weil er zu Wittenberg studieret und an dessen Stelle ein Hällischer gekommen. Was Jochius in Dortmund anfängt als Superintendent, wie er mit Scheibler und meinem Vorgänger Kollius in Streit geraten, wird wohl zum Teil bekannt sein. Er disputiert de peccatis per participationem, welche so ziemlich homiletisch ausgeführt worden. An die letztere hat er unter andern ein paar Korollarien gehängt, deren eines *librum* oder *catechismum Bambamii*³⁷⁾ antipietisticum pro libro diabolico hält, das andere aber die Visionen verwirft. Und dergleichen Sachen finden sich noch mehr, wofern ich nicht Bedenken trüge, mit weitläufigem Erzählen Verdruß zu erwecken. Gleichwohl kann ich nicht verschweigen, daß es scheine, als wenn unser allergnädigster König in Preußen gegen die Evangelisch=Lutherischen nicht allzu hart gesinnet wäre, indem er vor kurzer Zeit in einer aus den sechs Hauptstädten der Grafschaft Mark, Ramen genannt, das freie Religionsexercitium vergönnet, wie denn

³⁵⁾ Gottlieb Wernsdorf (1668—1729), 1698 außerordentlicher, 1706 ordentlicher Professor in Wittenberg, dann auch Generalsuperintendent des Kurkreises.

³⁶⁾ Heinrich Klausing, 1710 außerordentlicher Professor in Wittenberg, 1719 ordentlicher in Leipzig. Über ihn und Wernsdorf vgl. Wotschke, Vom Kampfe des Pietismus gegen die Orthodogie in Wittenberg. Zeitschrift für Kirchengeschichte der Provinz Sachsen, 1924, S. 116 ff.

³⁷⁾ Hartwig Bambam, Neu vermehrter pietistischer Katechismus. 1709. Der Verfasser, ein Hamburger Pastor, geht hier die pietistischen Lehren nach den Hauptstücken durch und will ihnen Abweichung von der Wahrheit nachweisen.

deswegen beigehtendes Edikt allergnädigst erteilet worden, und darauf unser hiesiger H. Pastor M. Thomas Haver am 22. April als am Sonntage Jubilate auf Ansuchen der dasigen Evangelisch-Lutherischen unter Assistenz der einquartiert gewesenen Miliz die erste Predigt daselbst in einem Hause gehalten, welches noch alle Sonntage geschieht. Den 10. Mai, war am Himmelfahrtstage, hat unser hiesiger Stadtprediger in Anna H. Thomas Balthasar Davidis zum ersten Mal das heilige Abendmahl daselbst ausgeteilt und 64 Kommunikanten gehabt. Wollten nun E. Hochw. hiervon öffentlich in den „Unschuldigen Nachrichten“ rühmen, so erlauben Sie hochgeneigt, daß ich aus gutem Vertrauen, welches zu Dero mir wohl bewußten Leutseligkeit habe, unvorgreiflich zu erkennen gebe, ob es sich nicht machen ließe, daß hiesige Landeskinder wiederum einen freien Paß nach Wittenberg erhielten, wenn dem Könige in Preußen zu einer bequemen Zeit ein Königlich Majestät zukommender Vorschlag geschähe, hauptsächlich wofern eine in kriegerischer Bedienung stehende Person sich hierzu wolle brauchen lassen, alldieweil auch durch diese das Kamensche Exercitium ist zuwege gebracht worden. E. Hochw. werden selbst urteilen, was zu tun und wie es anzufangen, daß aus hiesigem Lande die Studierenden ohngehindert die Universität Wittenberg absonderlich bei der gegenwärtigen Lage der Zeiten besuchen dürften. Sollte ich unterdessen nebst einem herzlichem Wunsch, der vor Sie und alle lieben Angehörigen Gnade, Heil und Segen von Gott ausbittet, noch einmal annehmlische Gelegenheit antreffen, dabei die Tat in etwa von meinem verpflichteten Gemüte zeugen könnte, so säume ich gar nicht, dieselbe zu ergreifen, um zu beweisen, daß ferne Abwesenheit die Begierde nicht auslösche, welche ich hege als E. Hochw. gehorsamster und verbundenster Diener

Unna, den 13. Juni 1714.

M. J. H. Möllenhof, Rektor.

Unser hiesiger oben genannter H. Prediger vermeldet durch mich einen dienstlichen Gruß. Wo Ihro Magnif. belieben, einige Antwort wieder zu geben, könnte dieselbe an meinen Bruder Thomas Möllenhof in Wittenberg gerichtet werden.

Bernhard Henrich Wilhelm Sasse.

Ein Lebensbild von Pastor Erdmann, Kirchlengern.

Es war in der Zeit der „geringen Dinge“, der Rationalismus hatte die uneingeschränkte Herrschaft auf den Kanzeln unseres Ravensberger Landes inne. Nur hin und her im Lande hatte Gott sich einzelne Seelen erweckt, die mit starker Liebe am Worte Gottes hingen, in kleinen Kreisen sich zusammenfanden, ihre Bibel lasen und miteinander beteten. In diesen Kreisen ist das heilige Feuer geschürt worden, das später in der Erweckungszeit zu einer lichten hellen Flamme sich auswuchs.

Zu den Kreisen der Erweckten gehörte auch ein schlichter Mann in der Gemeinde Kirchlengern, Bernhard Henrich Wilhelm Sasse, ein „Hausmann“, wie er genannt wird, seines Berufes ein Schneider, der hin und her in den Häusern sein Handwerk ausübte.

Unser ältestes Kirchenbuch sagt von ihm folgendes: Bernhard Henrich Wilhelm Sasse wurde geboren am 8. April 1746 im Bökensick zu Kirchlengern als Sohn der Eheleute Tönnyes Sasse und Anna Ilsebein Heidsiek; er ist gestorben am 22. April 1779 in Kirchlengern an der Brustkrankheit (Tuberkulose).

Dieser einfache Mann hat in besonderer Weise die Gabe der Dichtkunst besessen und ausgeübt. Seine Lieder, 17 an der Zahl, sind in erster Auflage 1781 bei Martin Gottfried Franke in Minden erschienen. Sie sind betitelt: Geistliche Lieder von Bernhard Henrich Sasse, einem Hausmann in Kirchlengern, erste Sammlung, nach dessen Tode herausgegeben von seinen Freunden. Die Rückseite des Titelblattes trägt die Widmung: Allen Liebhabern Jesu Christi, besonders niedrigen Standes in hiesigen Gegenden, unseren bekannten und unbekanntem Freunden und Brüdern übergeben wir diese Lieder zu ihrer Erbauung.

Diese erste Sammlung wird eingeleitet mit folgendem Vorwort: „Geliebte Brüder! Wir tragen kein Bedenken, gegenwärtige Lieder, die schon von vielen gelesen, erbaulich befunden und abgeschrieben sind, durch den Druck noch weiter auszubreiten; und hoffen damit bey denen, welche Nahrung für ihre Seele suchen, Dank zu verdienen. Der Verfasser derselben war ein Hausmann in dieser Gemeinde, den Gott im verfloßenen Jahre frühzeitig vollendet hat, denn er ist nur etwas über 30 Jahre alt geworden. Um derer willen, die ihn nicht persönlich gekannt haben, wollen wir etwas aus seinem Leben anführen: Er ist

hier unter uns geboren und erzogen und hat keine weiteren Anleitungen und Unterricht gehabt als andere seines Standes. In seiner Jugend führte er einen stillen und ehrbaren Wandel, worin er es vielen zuvortat, auch dabei mit sich selbst zufrieden war, bis ihn Gott in seinem 22. Jahre aufwecken und überzeugen konnte, daß zum wahren Christentum mehr gehört als ein von groben Lastern freies Leben. Er lernte sich als einen vor Gott fluchwürdigen und am Herzen verderbten Sünder erkennen, und Jesus wurde ihm nun erst unentbehrlich.

Er suchte in wahrer Demüthigung und lebendigem Glauben an Christum seine Begnadigung und die Ruhe für seine Seele und wurde ein wahrer Jünger und Nachfolger Christi. Von seiner ersten Erweckung an ging er mit der Gnade Gottes treu um, wodurch er viele unter uns beschämt und gereizet hat. Er machte sich jede Gelegenheit, in seinem Christentum gefördert zu werden, gern zunutze, hatte eine große Begierde zum Worte Gottes, daher er denn bald zu einer richtigen und deutlichen Erkenntnis von dem Wege zur Seligkeit und von dem, was man dabei erfährt oder zu meiden oder zu üben hat, gelangte. So wie ihm sein eigen Seelenheil am Herzen lag, so suchte er auch andere zu gleichem Ernst zu erwecken, die Trüben zu ermuntern und die Bekümmerten aufzurichten. Daher war sein Umgang sehr angenehm und gesegnet. Wenn er mit seinen Freunden redete oder betete, so fühlte man, daß es von Herzen ging, und daß er auch selbst erfahren hatte und übte, was er auch anderen anpries. Ob es ihm gleich an Spott der Welt nicht fehlte, so konnte ihm doch niemand Böses nachreden. Denn er war treu in seinem Beruf, freundlich und sanft in seinem Umgange, vorsichtig in seinem ganzen Wandel. Seine Freunde hätten ihn noch gern lange unter sich behalten, aber der Herr eilte mit seiner Vollendung, und sein Ende war ebenso erbaulich wie sein Leben.

Gott hat ihm eine besondere Gabe zur Dichtkunst gegeben. Es ist dies nicht als etwas Außerordentliches zu rühmen, da es zu den Naturgaben gehört; indessen ist an unserem Freunde sehr zu loben, daß er diese Gabe nicht, wie es so häufig geschieht, mißbraucht, sondern zu seiner und seiner Brüder Erbauung angewendet hat; auch versäumte er zu dieser Arbeit keine nöthigeren Berufsgeschäfte, sondern machte seine Lieder in Feierstunden, des Abends oder in der Nacht; wie er denn auch niemals über andere sich erhob, sondern stets in der Demut geblieben ist.“

Anmerkung zur ersten Auflage.

Wir haben noch mehrere von seinen Liedern in Händen, die mit Gegenwärtigem gleichen Inhaltes sind, daher wir diese nur mittheilen, die ein Freund der Dichtkunst durchgesehen und hie und da einen undeutlichen oder nicht so schicklichen Ausdruck verbessert hat. Die übrigen Lieder sind auch in einer zweiten Sammlung herausgegeben, über die wir später hören werden.

Kirchlengern, den 10. Jänner 1780.

Wir glauben, es könne denen, die unseres geringen Standes sind, gesegnet sein, wenn ihnen Lieder von einem ihrer Mitbrüder in die Hände gegeben würden: denn mancher läßt sich lieber von seinesgleichen belehren oder ermuntern, als von denen, deren eigentliches Amt es ist; und der Herr, dessen Gnade auch an unserem Bruder nicht vergeblich gewesen ist, kann auch gering scheinende Mittel am Herzen kräftig machen. Sollten Gelehrte oder Ungelehrte, vornehmeren oder geringeren Standes, diese Lieder verachten oder verspotten, so wolle man sich nicht darüber wundern, denn wer die Wahrheit nicht liebt, hat immer an dem Vortrage derselben oder an ihren Freunden etwas zu tadeln. Wir wollen durch diese Lieder nicht reizen, auch nach der Gabe der Dichtkunst zu streben, welche wenigen gegeben ist; aber das wünschen wir, daß über alle, die sie lesen, der Geist ihres Verfassers käme, daß sie seinen redlichen Sinn, seinen Glauben, seine Liebe Christi, seine Selbsterkenntnis, seine Verleugnung, seinen Ernst in der Nachfolge Jesu und seine Bruderliebe erben möchten. In dem allen hat er uns in seinem Leben vorgeleuchtet; wir erinnern uns auch an sein Exempel, damit wir auch dereinst zu der verheißenen Ruhe eingehen mögen und unser keiner dahinten bleibe.

Kirchlengern, im Jänner 1780.

Die zweite Sammlung der Lieder Saffes umfaßt 28 Lieder. Sie ist bei demselben Verleger, Martin Gottfried Franke in Minden, 1781 erschienen. Sie trägt folgenden Vorbericht des Herausgebers:

„Die erste kleine Sammlung geistlicher Lieder des seligen Sasse ist nicht nur von den Lesern, welchen sie bestimmt war, gut aufgenommen worden, sondern wir haben auch Ursache, zu glauben, daß dadurch manches Gute gefördert worden sei; da es vielen nicht un-

bekannt war, daß man noch mehr Lieder desselben Verfassers in Abschriften habe, so bezeugen sie ein Verlangen, auch diese durch den Druck ausgebreitet und gemeinnütziger gemacht zu sehen. Wir haben also alles Brauchbare, was wir noch von unserem Freunde in Händen hatten, gesammelt und übergeben es den Liebhabern erbaulicher Schriften dieser Art in der Überzeugung, daß sie auch diese zweite Sammlung nicht ohne Nutzen gebrauchen werden.

Man findet die einfache ungekünstelte Sprache des Herzens in diesen Liedern, bei denen man übrigens nicht vergessen darf, daß sie ein Hausmann, ein Schneider seines Berufes, gemacht hat; aber auch ein Mann, dessen Redlichkeit und Frömmigkeit für seine Arbeiten mehr Empfehlung ist, als wenn eine größere und bestimmtere Erkenntnis als ein feinerer Geschmack darin anzutreffen wäre. Jesus Christus begleite diese in den Augen der Welt sehr verächtlichen und entbehrlichen Blätter mit seinem wahren und bleibenden Segen!

Kirchlengern, den 3. Februar 1781.“

Beide Liedersammlungen sind in sechs Auflagen von seinen Freunden herausgegeben und im Verlage von Justus Albert Wohlgemuth in Berlin erschienen, ein Zeichen dafür, daß man sie viel gelesen hat. Aus der zweiten Sammlung steht eins seiner Lieder im Reichsliederbuch Nr. 243: „Wie freut sich doch mein ganzer Sinn.“

In Saffes Liedern pulsiert der Pulsschlag einer tiefen, heiligen Liebe zu seinem Heilande, dem er dienen und leben möchte. Der schlichte Schneider war ein demütiger Christ, der „die Liebe, von der er lebte, liebend an andere weitergeben wollte“. Seine Frömmigkeit trägt die Züge einer gesunden, an der Bibel orientierten und darum nüchternen Heilserkenntnis an sich, die um Sünde und Gnade weiß. So singt er:

Was ist Beten, Kirchengehen?
 Was hilft Beicht' und Abendmahl?
 Ist's im alten Sinn geschehen,
 mehrt es nur der Hölle Qual.
 Gott zu dienen und dabei
 Sünde tun, das sag' ich frei,
 ist so ungleich ohne Zweifel,
 als sich Gott find und der Teufel.

Als er im Glauben seinen Heiland gefunden, jubelt er:

Nun bin ich meiner Lust entbunden,
 die mich so lange hat gequält;
 ich habe nun den Frieden funden,
 der mir bishero noch gefehlt.
 Nun preis' ich, Jesu, deine Hand,
 sie hat mein Leid in Freud' gewandt.

Wie weiß er die mutlosen, schwachen Seelen aufzurichten:

Will's euch, ihr blöden Seelen,
 an Kraft zum Glauben fehlen,
 an Mut und Zuversicht:
 O kommt, ihr dürft es wagen,
 ihm eure Not zu klagen,
 er hört euch, er beschämt euch nicht.

Und wie demütig steht er selbst vor seinem Herrn:

Dir ist mein Elend mehr bewußt,
 als ich es dir kann sagen.
 Du weißt, wie mich die Sündenlust
 noch kann so ofte plagen;
 ja, wie der Teufel und die Welt
 nur immer darauf Nege stellt,
 mich Armen zu bestriicken.

Ach, Herr, am meisten rühret mich
 dein unverdientes Lieben.
 Wie oft betrübt mein Leichtsinn dich;
 doch bist du treu geblieben.
 Du hast bei meinem Unbestand
 so viele Treu' an mich gewandt,
 daß ich doch bin erhalten.

Er ruft sich selbst und die gläubigen Seelen zum Ringen auf:

O, wer wollte denn nicht treu
 um das große Kleinod ringen?
 Keiner werde matt und scheu.
 Wahrlich, es wird uns gelingen,
 daß wir einst durch Gottes Macht
 glücklich werden durchgebracht.

Und bittet und fleht:

Verleih' mir, Herr, Beständigkeit,
und steh' mir bei in Kampf und Streit.
Ach, fördere täglich meinen Lauf,
und wenn ich falle, hilf mir auf;
so sing' ich dann vor deinem Thron
ein Lied aus meinem besseren Ton.

Und an anderer Stelle:

Herr, hilf, daß wir von Herzensgrund
uns all' zu dir bekehren;
was hilft es, daß wir mit dem Mund
dich wollen bloß verehren.
Bleibt unser Herz entfernt von dir,
so kann der Lippen Opfer hier
dir nimmermehr gefallen.

Ihr, die ihr aus Erfahrung wißt,
daß ein gottfelig Leben
in dieser Welt verachtet ist,
müßt euch darin ergeben.
Laßt helle leuchten euer Licht
und schämet euch doch nimmer nicht,
den Heiland zu verehren.

Sehe ich recht, so gehört Sasse zu denen, die die Erweckung in Minden-Ravensberg vorbereiten durften. Seine Lieder wurden den schlichten Gläubigen hin und her im Lande lieb, in ihren Versammlungen sangen sie dieselben, ja, viele konnten sie auswendig. Sie dienten in karger Zeit den Seelen zur Aufrichtung und Erquickung und halfen an ihrem Teile die Erweckung heraufführen, deren Spuren wir heute sehen und von deren Nachwirkung wir leben. Dieses schlichte, biblisch orientierte Christentum tut uns auch heute not, wo wir mehr als je die Bitte dieses frommen Sängers nötig haben:

Ach, halte meine Augen wach,
daß ich nicht wieder nach und nach
in Trägheit mög' geraten.
Vielmehr gib Herzensredlichkeit,
daß ich dich preise jederzeit
mit Worten und mit Taten.
Jesu, mach du selbst mich treuer und noch freier,
von der Sünde,
bis ich endlich überwinde.

Zur Bücherchau des Jahrbuches.

Mückelej, Die kirchliche Versorgung der evangelischen Masuren im westfälisch-rheinischen Industriegebiet. Gelsenkirchen 1930. 29 Seiten.

Das Heftchen will, wie das Vorwort sagt, die Erinnerung an das festhalten, was die evangelische Kirche getan hat, um die aus Ostpreußen zugezogenen Masuren geistlich zu versorgen. Daran hat sie nur ihre Pflicht getan; aber das Schriftchen kann nun auch zeigen, wie bei der fortschreitenden Germanisierung der Masuren mehr und mehr an den Abbau dieser Arbeit gedacht werden darf. Es gibt also überaus interessante Einblicke in die kirchlichen Verhältnisse des Industriegebiets.

Rothert.

Schloemann, Die Kirche zu Gevelsberg. Baitin, Gevelsberg 1930. 24 Seiten. 30 Rpf.

Das Heft erscheint zur 100jährigen Gedenkfeier der neuen Kirche in Gevelsberg. Das erste Kirchlein, das hier erstand, bezeichnete die Stelle, an der der Erzbischof Engelbert im Jahre 1225 erschlagen war. Dieser hölzernen Notkapelle folgte die Klosterkirche des Zisterzienserklosters, die bis in die Neuzeit trotz allem aushalten mußte. Dann begann 1819 der mühselige Kampf um den Neubau bis 1830, der jetzt seine 100jährige Jubelfeier begeht. Es sind noch heute wohlbekannte und mit Recht verehrte Männer, die sich in diesem Kampfe bewährt haben. Möge ihr Werk noch manch Jahrhundert bestehen und viel Frucht bringen für die — Ewigkeit.

Rothert.

Auf zwei Veröffentlichungen aus der Feder des Pfarrers i. R. D. theol. Dresbach in Halver weisen wir gern hin:

- a) Geschichte der Grafschaft Mark im Abriss, Witten 1920 bei Aug. Pott, 3,— R.M.;
- b) Zur Geschichte der alten Kirchengemeinde Meinerzhagen, Meinerzhagen 1924 bei Emil Groll, 3,— R.M.

Zur Geschichte des Jahres

Die Geschichte des Jahres ist ein sehr interessantes Thema, das viele Aspekte umfasst. In den letzten Jahren haben wir viele neue Erkenntnisse über die Vergangenheit gewonnen. Die Forschung hat gezeigt, dass die Welt in den letzten Jahrhunderten eine große Veränderung durchgemacht hat. Die Entdeckung neuer Länder und die Entwicklung der Wissenschaften haben die Welt verändert. Die Geschichte ist ein Spiegelbild der menschlichen Entwicklung. Sie zeigt uns, wie wir von einfachen Jägern und Sammlern zu modernen Zivilisierten geworden sind. Die Geschichte ist ein Schatz, den wir nicht verlieren dürfen. Sie gibt uns die Möglichkeit, die Vergangenheit zu verstehen und die Zukunft zu gestalten. Die Geschichte ist ein Teil von uns. Sie ist in unserer DNA und in unseren Traditionen. Sie ist das Fundament unserer Identität. Die Geschichte ist ein Licht, das uns den Weg zeigt. Sie ist ein Feuer, das uns wärmt. Sie ist ein Wasser, das uns erfrischt. Die Geschichte ist ein Leben. Sie ist ein Abenteuer. Sie ist ein Abenteuer, das wir nicht missen dürfen. Die Geschichte ist ein Abenteuer, das wir nicht missen dürfen. Die Geschichte ist ein Abenteuer, das wir nicht missen dürfen.

Die Geschichte des Jahres ist ein sehr interessantes Thema, das viele Aspekte umfasst. In den letzten Jahren haben wir viele neue Erkenntnisse über die Vergangenheit gewonnen. Die Forschung hat gezeigt, dass die Welt in den letzten Jahrhunderten eine große Veränderung durchgemacht hat. Die Entdeckung neuer Länder und die Entwicklung der Wissenschaften haben die Welt verändert. Die Geschichte ist ein Spiegelbild der menschlichen Entwicklung. Sie zeigt uns, wie wir von einfachen Jägern und Sammlern zu modernen Zivilisierten geworden sind. Die Geschichte ist ein Schatz, den wir nicht verlieren dürfen. Sie gibt uns die Möglichkeit, die Vergangenheit zu verstehen und die Zukunft zu gestalten. Die Geschichte ist ein Teil von uns. Sie ist in unserer DNA und in unseren Traditionen. Sie ist das Fundament unserer Identität. Die Geschichte ist ein Licht, das uns den Weg zeigt. Sie ist ein Feuer, das uns wärmt. Sie ist ein Wasser, das uns erfrischt. Die Geschichte ist ein Leben. Sie ist ein Abenteuer. Sie ist ein Abenteuer, das wir nicht missen dürfen. Die Geschichte ist ein Abenteuer, das wir nicht missen dürfen. Die Geschichte ist ein Abenteuer, das wir nicht missen dürfen.

Die Geschichte des Jahres ist ein sehr interessantes Thema, das viele Aspekte umfasst. In den letzten Jahren haben wir viele neue Erkenntnisse über die Vergangenheit gewonnen. Die Forschung hat gezeigt, dass die Welt in den letzten Jahrhunderten eine große Veränderung durchgemacht hat. Die Entdeckung neuer Länder und die Entwicklung der Wissenschaften haben die Welt verändert. Die Geschichte ist ein Spiegelbild der menschlichen Entwicklung. Sie zeigt uns, wie wir von einfachen Jägern und Sammlern zu modernen Zivilisierten geworden sind. Die Geschichte ist ein Schatz, den wir nicht verlieren dürfen. Sie gibt uns die Möglichkeit, die Vergangenheit zu verstehen und die Zukunft zu gestalten. Die Geschichte ist ein Teil von uns. Sie ist in unserer DNA und in unseren Traditionen. Sie ist das Fundament unserer Identität. Die Geschichte ist ein Licht, das uns den Weg zeigt. Sie ist ein Feuer, das uns wärmt. Sie ist ein Wasser, das uns erfrischt. Die Geschichte ist ein Leben. Sie ist ein Abenteuer. Sie ist ein Abenteuer, das wir nicht missen dürfen. Die Geschichte ist ein Abenteuer, das wir nicht missen dürfen. Die Geschichte ist ein Abenteuer, das wir nicht missen dürfen.

Die Geschichte des Jahres ist ein sehr interessantes Thema, das viele Aspekte umfasst. In den letzten Jahren haben wir viele neue Erkenntnisse über die Vergangenheit gewonnen. Die Forschung hat gezeigt, dass die Welt in den letzten Jahrhunderten eine große Veränderung durchgemacht hat. Die Entdeckung neuer Länder und die Entwicklung der Wissenschaften haben die Welt verändert. Die Geschichte ist ein Spiegelbild der menschlichen Entwicklung. Sie zeigt uns, wie wir von einfachen Jägern und Sammlern zu modernen Zivilisierten geworden sind. Die Geschichte ist ein Schatz, den wir nicht verlieren dürfen. Sie gibt uns die Möglichkeit, die Vergangenheit zu verstehen und die Zukunft zu gestalten. Die Geschichte ist ein Teil von uns. Sie ist in unserer DNA und in unseren Traditionen. Sie ist das Fundament unserer Identität. Die Geschichte ist ein Licht, das uns den Weg zeigt. Sie ist ein Feuer, das uns wärmt. Sie ist ein Wasser, das uns erfrischt. Die Geschichte ist ein Leben. Sie ist ein Abenteuer. Sie ist ein Abenteuer, das wir nicht missen dürfen. Die Geschichte ist ein Abenteuer, das wir nicht missen dürfen. Die Geschichte ist ein Abenteuer, das wir nicht missen dürfen.

1934 K 3924